NR. 98 FEBRUAR 2011

ensuite

KULTURMAGAZIN

Inkl. Kunstmagazin *artensuite*
Schweiz sFr. 7.90,
Deutschland, Österreich,
Frankreich, Italien € 6.50

9 771663 651007

Ausgabe Zürich

Mit übersichtlicher Kulturagenda

Weitere Vorstellungen: 19./27. Februar // 11./22. März // 14./19./21./27. Mai // 07./09./16./22./23. Juni 2011

Billette: Bern Billett / 031 329 52 52 / www.bernbillett.ch / www.stadttheaterbern.ch

Picasso

Die Macht des Eros

25. Februar bis 1. Mai 2011

Druckgraphik aus der Sammlung Georges Bloch

KUNST MUSEUM BERN

HODLERSTRASSE 8 – 12
CH-3000 BERN 7
WWW.KUNSTMUSEUMBERN.CH
DI 10H – 21H MI-SO 10H – 17H

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseum Bern

PERMANENT

5 Unsinnige Verhältnisse

6 Senioren im Web

8 Kultur der Politik

9 Menschen & Medien

11 Épis Fines

12 Kultur der Technik

15 Lesezeit

17 Literatur-Tipps

21 Insomnia

36 Tratschundlaber

38 Impressum

Bild Titelseite: Olga Scheps, spielt in der Tonhalle Zürich *am 4. März* / Foto: zVg.

5 Kulturessays

7 Kunst oder Porno?
Von Guy Huracek

11 Das Loch
Von Barbara Roelli

13 Der Norweger
Von Simone Weber

14 Literatur

14 Thun an der Literaare
Von Isabelle Jakob

15 Seit jeher unterwegs
Von Konrad Pauli

15 Lesezeit
Von Gabriela Wild

18 Tanz & Theater

18 «Völlig ausgebucht» – komischer Rollenmarathon der Sonderklasse
Von Roja Nikzad

19 Vrenelis Gärtli
Von Belinda Meier

21 Gauthier Dance
Von Alexandra Portmann

22 Ein Schrei aus stummen Leibern
Interview mit Marcel Leemann

24 4 Mal JA, leider einmal NEIN
Von Samuel Schwarz

27 Klein, Kleiner, am Kleinsten und die Welt wird schön idyllisch
Von Fabienne Naegeli

28 Music & Sounds

28 Happy Birthday bee-flat
Von Guy Huracek

29 Der Königsweg ist das Ziel
Von Luca D'Alessandro

30 Kritik – gepaart mit konstruktiven Gegenvorschlägen
Von Karl Schüpbach

32 Ein zäher Überlebender
Von Luca D'Alessandro

33 The Faranas
Von Ruth Kofmel

35 Kino & Film

35 Serienwahn I
Von Morgane A. Ghilardi

36 True Grit
Von Sonja Wenger

37 L'arnacoeur
Von Sonja Wenger

38 Frauenstarker Valentin
Von Gabriela Wild

kulturagenda.ch

3 | 4 | 5 | 6

MÄRZ MARS MARZO MARCH 2011

BERN BERNE BERNA BERN

ZEITGENÖSSISCHE SCHWEIZER TANZTAGE
JOURNEES DE DANSE CONTEMPORAINE SUISSE
GIORNATE DI DANZA CONTEMPORANEA SVIZZERA
SWISS CONTEMPORARY DANCE DAYS

ALIAS / GUILHERME BOTELHO ✻ ALEXANDRA BACHZETSIS ✻ BERN:BALLETT ✻ BEATRICE FLEISCHLIN & ANJA MESER ✻ ANNA HUBER & YVES NETZHAMMER ✻ JESSICA HUBER ✻ YOUNGSOON CHO JAQUET ✻ CIE GILLES JOBIN ✻ LAURA KALAUZ & MARTIN SCHICK ✻ LA RIBOT ✻ CHRIS LEUENBERGER ✻ IOANNIS MANDAFOUNIS & FABRICE MAZLIAH ✻ EUGÉNIE REBETEZ ✻ PERRINE VALLI

www.swissdancedays.ch www.dampfzentrale.ch

Organisation: **DAMPFZENTRALE BERN, RESO – TANZNETZWERK SCHWEIZ.** Veranstalter: **DAMPFZENTRALE BERN, HOCHSCHULE DER KÜNSTE BERN, SCHLACHTHAUS THEATER BERN, STADTTHEATER BERN, TOJO THEATER REITSCHULE BERN.** Hauptförderer: **KULTUR STADT BERN, ERZIEHUNGSDIREKTION DES KANTONS BERN, PRO HELVETIA – SCHWEIZER KULTURSTIFTUNG.** Gönner: **BURGERGEMEINDE BERN, ERNST GÖHNER STIFTUNG, FAMILIEN VONTOBEL-STIFTUNG, MIGROS KULTURPROZENT, ZUGER KULTURSTIFTUNG LANDIS & GYR.** Partner: **AMAG RETAIL, HOTEL NATIONAL BERN, RESTAURANT DAMPFZENTRALE, TAP – TANZ AKTIVE PLATTFORM.**

EDITORIAL

Unsinnige Verhältnisse

Von Lukas Vogelsang

Stolz hat die Stadt Bern, Abteilung Kulturelles, Anfang Jahr veröffentlicht, dass sie wieder 50'000 Franken für den Bereich «Musik der Jungen» (so definiert die Stadt Bern noch immer alle Musikstile zwischen Rock, Pop, Hip Hop, Techno, Folk usw.) zur Verfügung stellt. Dieses Geld wird für Datenträger-Produktionen reserviert – und erst noch in zwei «Halbjahrestranchen» aufgeteilt. Dass die Gesuche zusätzlich in fünf Exemplaren eingereicht werden müssen zeigt, wie modern diese Strukturen sind.

Ein Blick auf die gesprochenen Beiträge aus dem Jahre 2010 zeigt, dass sich diese Beiträge zwischen 1'000 und 3'000 Franken bewegen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich bei GesuchstellerInnen um DJs mit Plattenspieler oder eine 15-köpfige Band handelt, und Studiomiete und wöchige Aufnahmesessions sind ebenfalls egal. Wer mit diesen Beiträgen eine einigermassen professionelle Produktion machen will, würde den Druck und die Grafik vom Booklet bezahlen können – nicht aber die Musik. Hier werden keine Löhne gerechnet, keine Proberaummieten, keine Studiomieten, keine Arrangeure, geschweige denn ein anständiger Toningenieur, der die Technik einigermassen so hinkriegt, dass eine CD-Produktion die Chance erhält, von einem nationalen Radiosender gespielt zu werden. Das ist ein trauriger Fakt und zeugt nicht von viel Förderwillen. Zum Schluss: Es erhalten so etwa 20 Gesuchsteller zu wenig, um etwas Anständiges zu machen.

Anders sieht es bei Theater- und Tanzschaffenden aus. Diese erhalten doch meistens etwas mehr Geld. Obwohl nicht ersichtlich ist, warum Theaterschaffende wesentlich mehr Geld aus dem Förderungskässeli erhalten, als Tanzschaffende. Das Spektrum bewegt sich hier von 1'000 Franken (Gastspiele) bis zu 40'000 Franken (hauptsächlich Theaterproduktionen). Eine Tanzkompanie wird zum Beispiel mit 15'000 Franken für zwei Jahre unterstützt, ein Performance-Festival erhält gleich viel für ein sechstägiges Festival. Eine Theaterkompanie – egal wie viele Leute mitspielen – erhält im Schnitt ca. 20'000 Franken für eine einzige Produktion. Zuzüglich Geldern vom Kanton Bern, der in etwa gleich viel beisteuert, wird ein Theater sicher realisierbarer, da die Technik, Requisiten und Proberäume nicht so teuer sind. MusikerInnen sind also fast um das 10-fache weniger unterstützt und gefördert, als SchauspielerInnen. Eine unverschämte Wertung.

Im direkten Vergleich des Bereiches Tanz mit Zürich muss sich Bern verstecken: Dort erhält eine Tanzkompanie für eine Produktion gute 20 – 25'000 Franken, oft mehr, und mindestens drei Kompanien erhalten Dreijahresverträge zu 150'000 Franken. Das sind paradiesische Zustände. Übertroffen werden diese nur noch vom Kanton Bern: Anna Huber erhielt 360'000 Franken für das Produktionsjahr 2010 ausbezahlt.

Eine interessante Rechnung ergab sich, als ich den Namen und Produktionen auf den Listen von Stadt und Kanton Bern gefolgt bin, und bei einer kleinen Kinder-Theater-Produktion auf einen Förderbeitrag von mindestens 210'000 Franken gestossen bin. Meine Güte, was ist hier geschehen? Es hat sich herausgestellt, dass die betreffende «Fördergeld-Beschafferin» eine professionelle Marketing- und Fundrising-Frau ist. Alle Ihre Projekte werden mit den maximal möglichen Geldern gefördert. Das ist insbesondere unfair, da nicht jede Gruppe, jede(r) MusikerIn, jede Tanzkompanie über diese Fachkompetenz verfügen kann. Wer also ein «professionelles» Budget vorweist, erhält mehr Geld. Dazu kommt, dass bei Budgets immer versucht wird, ca. 15 Prozent mehr anzugeben, als wirklich benötigt wird, damit der schlussendlich gesprochene Beitrag einigermassen erträglich ist, und man die FundriserInnen auch noch bezahlen kann. Das ist ein unsinniges System und deklassiert jegliches Kulturschaffen – vor allem aber deklassiert es die Fachkompetenz der jeweiligen Jury.

Natürlich werden jetzt viele sagen, man könne Kulturelles nicht miteinander vergleichen. Stimmt: Es gibt in der Tat keine vernünftigen oder logischen Anhaltspunkte, nach welchen Kriterien Fördergelder verteilt werden, und der Vergleich wird unmöglich. Das betrifft die subventionierten Häuser wie die freie Szene. Das Fazit: Die heutige Kulturförderungspraxis ist unfair, ungerecht, unlogisch, politisch motiviert, und wird sicher nicht inhaltlich und fachkundig geführt. So wird in jeder Stadt eine andere Praxis angewandt, macht jede Kultursubventionsinstitution, was ihr beliebt. Die Intransparenz, wie und warum Gelder verteilt werden, macht den Erklärungsnotstand noch grösser. Die SteuerzahlerInnen werden nicht informiert, die Politik wird instrumentalisiert. Es erstaunt, dass es im Jahr 2011 keine Gewerkschaft oder Vereinigung gibt, die auf solche Missstände hinweist.

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

Haben Sie schon mal daran gedacht, Ihre Gedanken zu einem bestimmten Thema aufzuschreiben und öffentlich zu machen? Da gibt es ja verschiedene Wege dazu; bei Zeitungen ist es der Leserbrief, zur Zeit werden Flyer gedruckt für den Abstimmungskampf, auch da werden Texte gebraucht; Sie können einen Brief verfassen und per Rundmail an Ihren Freundeskreis eine Nachricht verbreiten oder für einen Anlass einladen; und der Dinge mehr.

Die Internet-Plattform seniorweb.ch bietet noch mehr: Sie können einen eigenen Artikel schreiben und gestalten – in der Fachsprache heisst dies einen Blog verfassen, der dann wie in einer Zeitung von den Benutzern am Bildschirm gelesen werden kann. Je nach Anzahl Beiträge, die geschrieben werden, bleibt der Artikel einen oder zwei Tage auf der Startseite in der Rubrik Blog sichtbar.

Ja, ich weiss, dass dies nicht so einfach ist. Schliesslich ist nicht jeder ein «Dichter». Aber es könnte ja sein, dass Sie gerne einmal eine Kurzgeschichte, ein Erlebnis oder eine Erfahrung weiter geben möchten, die für andere vielleicht wichtig, aktuell oder interessant sein könnte. Der Einstieg kann, aber muss nicht schwer sein. Es braucht sicher einen fehlerfreien Text. Das Rechtschreibeprogramm hilft dabei – wenn man es nutzt! Der Stil wird entscheiden, ob jemand weiter als nur den ersten Satz liest. Kurze Sätze bringen die Gedanken klarer zur Geltung. Schauen Sie anderen auf die Finger und Sie merken worauf es ankommt.

Wie Sie es bewerkstelligen, wird Ihnen auf der Startseite von seniorweb.ch unter dem Menü Starthilfe in kurzen Anleitungen erklärt. Bevor Sie aktiv arbeiten wollen, müssen Sei sich registrieren. Sie können sich dazu auch mit einem «Nick»- oder Künstlernamen eintragen. Setzen Sie einen kurzen, prägnanten Titel und vielleicht sogar ein Foto als Blickfang ein. Der Text muss ja nicht lang sein.

Sehen Sie sich um auf der Seite und lassen Sie sich anstecken. Denken Sie daran, seniorweb.ch wird von Senioren für Senioren gemacht. Teilen Sie mit gleichaltrigen Ihre Gedanken, Fragen, Einsichten. Sie werden es Ihnen danken, z. B. durch einen Kommentar unmittelbar unter Ihrem Text. Leider ist dies hier im «ensuite» nicht möglich. Ich lese oder höre kein Echo auf mein Geschreibsel; wie ein Rufer in der Wüste. Da bietet die interkommunikative Plattform eindeutige Vorteile. Ich bin gespannt, ob Sie sich bewegen lassen.

Schreiben Sie mit bei
www.seniorweb.ch
informiert · unterhält · vernetzt

Kurznachrichten

MELINDA NADJ ABONJI & BALTS NILL

Die Beiden spielen zwei Tage später (6.3.2011) auch in Thun am Literaturfestival Literaare, doch wer's lieber ein wenig früher, persönlicher und im kleinsten Rahmen sucht, dem sei der 4. März als Geheimtipp angegeben. Die im letzten Jahr mit dem Deutschen und dem Schweizerischen Buchpreis ausgezeichnete Melinda Nadj Abonji hat bisher zwei Romane veröffentlicht: «Im Schaufenster im Frühling» (Ammann-Verlag 2004) und «Tauben fliegen auf» (Jung und Jung 2010). Sie lebt als Schriftstellerin und Musikerin in Zürich. Sie begleitet oder wird begleitet von Balts Nill, Musiker und Publizist aus der Nähe von Bern. Er war (1989 bis 2005) mal ein Has bei «Stiller Has». Seither widmet er sich vielen Text/Musik-Projekten und der freien Improvisation. Es wird mit Sicherheit ein spezielles Zusammenspiel von Musik und Literatur.

raum am Breitenrainplatz,
Militärstrasse 60, 3014 Bern
info@kulturraum.ch / www.kulturraum.ch
Literaare, Literaturfestival im Thun,
vom 4. – 6. März 2011 / www.literaare.ch
(siehe auch Artikel Seite 14)

DESIGN MESSE BERN

Der etwas andere Museumsbesuch: Die erste Design Messe Bern – eine Möbelmesse für rares und schönes Vintage-Design. Vintage-Möbel-Händler und Sammler aus dem In- und Ausland präsentieren Design-Ikonen des vergangenen Jahrhunderts, aus der Zeit Paul Klees und des gesamten 20. Jahrhunderts.

Die zweitägige Messe findet im Zentrum Paul Klee, in der lichtdurchfluteten, modernen Architektur Renzo Pianos statt. Die Verbindung von Kunst, Architektur und Design kommt an diesem Ort zu einem speziellen Höhepunkt.

Diesmal ist es aber keine reine Ausstellung, sondern auch eine Verkaufsmesse. So können Einrichtungsgegenstände, Leuchten, Glas-und Keramikwaren, Bücher und Accessoires des gesamten 20. Jahrhunderts auch gekauft werden. Es werden nur Originale oder vom Hersteller, bzw. Designer lizensierte Reproduktionen sowie Fachliteratur angeboten.

Messedauer und Öffnungszeiten
Sa 5. März 2011, 10 – 18 Uhr
So 6. März 2011, 10 – 18 Uhr

Zentrum Paul Klee
Monument im Fruchtland 3
CH-3000 Bern 31
www.zpk.org

Kunst oder Porno?

Von Guy Huracek

Das lesbisch-schwule Filmfestival Queersicht zeigte letzten November Filme mit pornografischem Charakter. Ein Zombiefilm mit schwulen Sexszenen sorgte für Diskussionen. Ein Rückblick.

«Das ist krank», ruft eine Frau aus der zweithintersten Reihe im Kino Kunstmuseum Bern. Andere Zuschauer schliessen die Augen, einige halten sich die Hand vor den Mund und zahlreiche schütteln den Kopf. Auf der Leinwand ist eine mit Blut überströmte männliche Leiche zu sehen. Aus ihrem Bauch ragen die Innereien, man sieht die Leber, das Herz und Gedärme, die Glieder zucken noch. Doch der Horror kommt erst. Ein muskulöser, blau und grün bemalter Zombie beugt sich über den Toten und bohrt seinen Penis in die offenen Wunden – begleitet wird dieser Akt von sinnlicher Musik. Der Film erzählt die Geschichte eines ausserirdischen Zombies, gespielt vom französischen Gay-Pornostar François Sagat, der durch die Strassen von Los Angeles zieht und den Toten zu neuem Leben verhilft. Und zwar durch Sex.

Was die Kinobesucherin als krank bezeichnet, ist für einige Festivalbesucher Kunst, und für den Regisseur Bruce LaBruce ist es, wie er sagt, eine Hommage an die Obdachlosen von Los Angeles. Ist es Kunst? Oder will man einfach provozieren? Der Verantwortliche für den Schwerpunkt abARTig, Frank Schubert, antwortet: «Wir zeigen ja nicht nur Filme mit erotischem Inhalt am Queersicht». Zudem gebe es im Rahmen des Schwerpunktes abARTig eine Podiumsdiskussion, die Gelegenheit zur Einordnung biete.

Es ist 15.06 Uhr. Die Podiumsdiskussion mit einer Kommunikationswissenschaftlerin, einem Sexualforscher und einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies sollte seit einigen Minuten im Gange sein. Doch es sind bis jetzt keine Zuhörer gekommen. Erst gegen 15.17 Uhr füllen sich spärlich die vordersten drei Reihen. Offenbar wollen die Festivalbesucher lieber Filme ansehen, als über sie diskutieren, denn bei «L.A. Zombie» war der Kinosaal überfüllt. Laura Méritt ist dennoch begeistert: «Wir haben eine intime Runde», sagt die deutsche Kommunikationswissenschaftlerin, die auch Sex-Aufklärerin, Lachforscherin, feministische Linguistin und Mitglied der Frauenbewegung ist. «Ich bin Feministin. Sexpositive Feministin», fügt Méritt an und gibt ein Handzeichen, um den Beamer anzuwerfen. Im Film ist eine Autowerkstatt zu sehen, eine Frau, die vor einem schwarzen BMW posiert, und zwei Männer in Handwerkermontur, die mit einem Lächeln auf die Blondine zu gehen. Sie haben Sex. «Aber nicht so, wie es in einem herkömmlichen Hetero-Porno zu sehen ist», hält Méritt fest. Betrachtet man die Szenen genauer, fällt auf, dass die Darstellerin beispielsweise keine High Heels trägt, und es wird, wie Méritt erklärt, nicht einfach drauflos penetriert. Die Sexualität beider Geschlechter werde berücksichtigt. Die Frau im Film wird beispielsweise zärtlich gestreichelt, ein Mechaniker küsst sie sinnlich und giesst mit dem Schwamm spielerisch Wasser über ihren Körper. Die Szene ist mit ruhiger und langsamer Musik unterlegt, schnelle Schnitte kommen kaum vor, die einzelnen Aufnahmen sind lang, dafür werden die Darsteller aus verschiedenen Perspektiven gefilmt. «Nun zeige ich ihnen einen herkömmlichen Porno». Im nächsten Film spielen wieder die gleichen Darsteller mit, doch diesmal gehen sie gleich zur Sache. Die Frau, die nun eine wasserstoffblonde Perücke und High Heels mit durchsichtigen Absätzen trägt, wird mit Gewalt auf die Motorhaube gedrückt. Die beiden Mechaniker, deren muskulöse Oberkörper diesmal mit Öl eingerieben sind, nehmen die Blondine von hinten ran, blicken zwischendurch erregt in die Kamera und die Darstellerin schreit nach jedem Klaps auf den Hintern: «Yeah Baby!». Und am Schluss bekommt sie die volle Ladung ins Gesicht. Diesmal ist der Film schnell geschnitten, es läuft harter Techno – ein typischer Männerfilm, sagt Méritt. Die Kommunikationswissenschaftlerin setzt sich für Vielfalt in Pornofilmen ein. Sie meint damit Vielfalt in jeglicher Hinsicht: verschiedene Körper, verschiedene sexuelle Praktiken, verschiedene Ethnien, verschiedene Gefühle und vielfältige Musik. Solche sogenannte feministische Pornofilme haben einen politischen Hintergrund: Es sind Filme mit fairen Arbeitsbedingungen, Safer Sex, und auch mit Frauen hinter den Kameras.

Obwohl «L.A. Zombie» kein feministischer Film von Frauen ist, findet ihn die Referentin spannend. Er lasse viel Raum für Interpretationen, sagt sie und macht ein Beispiel: «Dass der Zombie Sex mit Leichen hat und sie so zum Leben erweckt, könnte man vielleicht als Gebärmutterneid des Mannes interpretieren. Männer seien neidisch auf die Frauen, weil sie keine Kinder bekommen könnten, und würden daher ihre Aggressionen in Kriegen ausleben.»

Diese Argumentation kann Kurt Starke nicht auf sich beruhen lassen. Der deutsche Soziologe, Sexual- und Jugendforscher findet die Sichtweise von Méritt altmodisch und «ein wenig zu einfach gestrickt». Starke beurteilt den Film im Schwerpunkt abARTig folgendermassen: «Der Film erfüllt nicht das Klischee eines Pornos». Als Sexualwissenschaftler begrüsse er, dass solche Filme gezeigt werden dürfen. Er vertritt die Annahme, dass ein Verbot von einfacher Pornografie jugendgefährdend sein könnte, da dadurch harmlose Pornografie und Sexualität dämonisiert würden, was Heranwachsende verstören könnte. Dieses Thema löst weitere Diskussionen mit dem Publikum aus. Ein Zuschauer möchte beispielsweise wissen, ob Pornos schädlich sein können. Ein anderer findet, dass Kunst in der Pornografie durchaus möglich ist. Der Film «L.A. Zombie» sei zwar «eklig», es gäbe aber verschiedene Szenen, die sehr kunstvoll gestaltet seien. Evelyn Nay, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies in Basel, findet dass «L.A. Zombie» verschiedene Brüche hat. Der Regisseur bezeichne sich als Feminist, dennoch zeige er im Film übermuskulöse Männer, ganz nach dem Klischee eines Pornofilms. Dennoch sei der Hintergrund von Bruce LaBruce spannend. Er sei in der Punkerszene aktiv gewesen, und als er Homophobie von seinen eigenen Leuten zu spüren bekommen hätte, sei er aktiv für die Rechte von Lesben und Schwulen eingetreten.

Ob sein neuster Film ein Kunstwerk ist oder schlicht eine Provokation, konnte an der Podiumsdiskussion nicht eindeutig geklärt werden. In einem Punkt waren sich jedoch alle einig: «L.A. Zombie» sorgt mit viel Blut und Sperma für Gesprächsstoff.

Infos: www.queersicht.ch

Kultur der Politik

Dass Bücher gelesen werden

Von Peter J. Betts

Dass Bücher gelesen werden, wird künftig vermutlich zunehmend ebenso selten wie völlig unnötig und, falls das möglicherweise angestrebte – wissenschaftliche (?) - Ziel erreicht werden sollte, auch unmöglich. Ob sie dann noch geschrieben werden? Nach dem ersten der vier Artikel zu diesem Thema in der NZZ vom 29. Dezember 2010 sollen seit der Erfindung des Buchdruckes «rund 130 Millionen Bücher veröffentlicht worden sein. Davon hat Google in den vergangenen sechs Jahren etwa 15 Millionen Titel digitalisiert. Sie stehen, so weit sie urheberrechtlich nicht geschützt sind, Lesern (oder besser: Nutzern) online zur Lektüre oder Volltextabfrage zur Verfügung...» (Roman Bucheli, auf der «Frontseite»). Eine kleine Kopfrechnung: Wenn bei einem durchschnittlichen Tempo für sorgfältiges, «hauptberufliches» Lesen ein denkender Mensch drei Tage braucht, um den «Zauberberg» wirklich kennen zu lernen, und er sich alle sechs Tage nach so gearteter Schwerarbeit einen Ruhetag gönnt, und ihm bei munter fortschreitender Überalterung unserer Gesellschaft durchschnittlich 100 Lesejahre bleiben, kann er etwa 62'600 «Zauberberge» bewältigen, bis ihm die Grabesruhe gegönnt wäre. Würden alle 15 Millionen der digitalisierten Bücher einen vergleichbaren Leseaufwand wie «Der Zauberberg» erfordern oder – schenken, brauchte es für rund zweihundertvierzig Menschen je einen Hundertjahreseinsatz, um die Dinger zusammen samt und sonders gelesen zu haben, wobei natürlich niemand davon wüsste, was die 239 anderen gelesen hätten. Die 240 würden in den hundert Jahren zu vollprofessionellen Autisten heranwachsen, denn niemandem unter ihnen bliebe für den geringsten Austausch Zeit oder Energie, und Übung macht Meister. Aber auch wenn die Texte durchschnittlich nur einen Hundertstel der Zeit forderten, wie hier vom «Zauberberg» angenommen, brauchte es noch immer fast drei neue Autisten, damit alle in 6 (!) Jahren digitalisierten Werke in hundert Jahren einmal mit Verstand gelesen worden wären. Und ausser ihnen (und ihrem geschädigten Umfeld sowie einigen Psychiatern) hätte niemand etwas davon. Und in der Zwischenzeit wären längst alle 130 Millionen Werke in kaum mehr als 52 Jahren digitalisiert worden. Nun braucht es also definitiv keine neuen Bücher: «Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, / Das nicht die Vorwelt schon gedacht», lässt Altvater Goethe Mephistopheles im zweiten Akt von «Faust II» sinnieren, nachdem uns der grosse Dichter 1827 das Wort «Weltliteratur» geschenkt und dazu den weisen Rat mitgegeben hatte: «Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl tun, dieser Warnung zu gedenken.» Trotzdem, wer vom Zwang des Schreibens befallen ist, wird wie eh und je weiterschreiben, vielleicht auch zusätzlich von nicht weniger krankhafter Begierde nach Weltruhm oder Unsterblichkeit angetrieben, ob für den Papierkorb oder das Löschprogramm. Dass Leser zu Nutzern mutieren, wird die Schreibenden wenig kümmern: an beruf(ung)sbegleitenden Kummer sind sie gewöhnt. In seinem dritten Artikel, im Feuilleton, Titel: «Schneller lesen», schreibt Herr Bucheli (er wird vermutlich auch nach vollendeter Transformation von Lesenden zu Nutzern weiter schreiben und, sehr selektiv, auch weiter lesen): «...Lesen und Kenntnisse aus erster Hand sind in einem solchen Prozess geradezu hinderlich und würden lediglich den Suchvorgang stören, darum lautet eine Regel der beiden: ‚Erst suchen, dann lesen!'». Dies, nachdem er die «hoffnungsfrohen» Aussagen zweier Forscher von der Universität Münster zusammengefasst hat, wonach diese das «Zeitalter der Volltextsuche» heraufkommen sehen würden; sobald einmal das gesamte Textarchiv in digitaler Form zur Verfügung stehe, könnten die literarischen Bestände mit Anfragen durchforstet und die Fundstellen ausgewertet werden. Ich möchte Ihnen nicht vorenthalten, wie Roman Bucheli seinen aufschlussreichen, etwas bösartig analysierenden, vor allem aber traurigen Artikel schliesst; im Wortlaut: «Suchbefehle führen das ungesicherte Abenteuer des Lesens vorzugsweise in ausgetretene Pfade – und beraubt die Leser des Glücks zu finden, wonach sie nicht gesucht haben. Und dahin wäre Prousts augenblickshaftes Rauschgefühl, aus kurzem Traumschlaf aufwachend, sich selbst in einem Buch wiedergefunden zu haben.» Nein, es ist kein impotentes Geflenne von Ewiggestrigen. Aber auch kein Kotau vor dem Fortschritt unabhängig von dessen Sinn. Die vier Artikel zum Thema sind in der NZZ strategisch gut untergebracht: wer immer das Blatt nach ihrem oder seinem Gusto zu Hand nimmt, muss dem Thema begegnen und wird, falls des Lesens fähig oder willig, in die drei übrigen Artikel eintauchen: «Frontseite», «Meinung & Debatte», «Feuilleton» (alle drei von Roman Bucheli) und «Forschung & Technik», von Stefan Betschon unter dem, oberflächlich betrachtet, harmlos–wertfreien, aber als geballte Ladung vernichtenden Titel: «Quantitative Methoden für die Geisteswissenschaften» für das vierfach behandelte Phänomen, das sehr wohl auf eine allgemeinere Entwicklungsrichtung der Gesellschaft hinweist. Hier wird also scharf eine Politik der Kultur unter die Lupe genommen. Oft habe ich mich etwa gefragt, warum zum Beispiel Psychologie, vielleicht auch Psychiatrie, sich immer mehr auf Statistik stützen (wo hat es noch Platz für Beobachtung und Intuition?). Warum legen die Erziehungswissenschaften immer mehr Wert auf die möglichst weltweite Vergleichbarkeit des Bewertens einer individuellen Arbeit von keineswegs weltbewegender Bedeutung? Warum legen Mentoren Studierender immer grösseren Wert darauf, dass in den von ihnen in Gang gesetzten Arbeiten, beispielsweise über pädagogische Entwicklungen, jede persönliche Erkenntnis der «Forschenden» in einen möglichst emotions- und wertfreien, entpersönlichten, «objektiven», «neutralen», «wissenschaftlichen», ausdrucklosen formelhaften «Ausdruck» gepresst werden muss? Ist es nur das inzwischen fakultätsprägende Minderwertigkeitsgefühl der Geisteswissenschaften gegenüber den «wirklichen» Wissenschaften, den Naturwissenschaften? Bedeutet es grösstmögliche Annäherung von Akademia an die durch Zahlen geprägte, geheiligte Wirtschafts- und Finanzwelt, also der eigentlichen Welt? Lassen wir die Fragerei! Es gibt glücklicherweise auch Quellen ausserhalb des totalitären Textachivs. Vor mir liegt ein wunderbares Weihnachtsgeschenk: ein Abreisskalender von Ueli Zingg. 365 (dann beginnt es wieder auf Null, mit höchst verschlüsseltem Text: 2012 ist halt noch unbeschrieben) Abreisszettel mit lustigen, absurderscheinenden, liebenswürdigbösartigen, heiteren, verspielten, wehmachenden – immer vielschichtigen, tiefsinnigen Textchen. Zum Beipiel: «Der vielleicht einzige Vorteil des Verlierers ist, nicht Sieger zu sein:» (9. Januar); «Sage ja und denke nein. Ansonsten tue nichts. WUMBABA»; «oGott / Wirst Du uns verlassen? / Ausgerechnet am Kreuz? Amen VESPERGEBET (eine Woche nach Karfreitag). 366 Zettel und viel leerer Raum, um sich darin zu spiegeln. Was mich persönlich sehr, sehr freut: Ueli Zigg scheint den weissen Neger WUMBABA auch zu lieben (nachzulesen mit zwei kleinen Ver-Hörern in Claudius' «Abendlied», in den beiden Schlusszeilen der ersten Strophe). Man FINDET auch bei Ueli Zingg, wohl nicht nur im Abreisskalender, wonach man nicht gesucht hat.

CARTOON

www.fauser.ch

Von Menschen und Medien

Das Futter liegt anderswo

Von Lukas Vogelsang

Es ist mal wieder Zeit, über die Online-Angebote der Medien zu lästern: Um eine gut funktionierende Tages-Zeitung finanzieren zu können, braucht es ca. 80'000 Abonnenten, und eine 2/3 Umsatzbeteiligung der Werbebranche. Das Online-Angebot ist bei grossen Medienbetrieben immer noch gratis – allerdings qualitativ auch ein paar Etagen unter einer 20 Minuten-Ausgabe. Das kleine Tagblatt der Schaffhauser Nachrichten, mit notabene einer Printauflage von ungefähr 23'000 Exemplaren und einer Online-Frequenz pro Monat von ca. 55'000 Besuchern, macht jetzt den grossen Tagesblättern was vor: Online-Inhalte müssen bezahlt werden – dafür sollen diese auch besser werden, als etwa der Newsnetz-Brunz von Tamedia. Nun hat allerdings der Newsnetz-Brunz eben grad mal 1'803'000 LeserInnen pro Monat – findet es aber nicht nötig, journalistisch besser zu werden. Stefan Wabel, der das Projekt bei den Schaffhauser Nachrichten aufbaut, meint dazu: «[...] Wir als regionale Tageszeitung sehen mittelfristig zu wenig Potenzial, um ein zeitgemässes multimediales Angebot im Internet mit Einnahmen aus der Werbung zu decken». Das Tamedia-Newsnetz sieht das wohl gleich: Das Online-Business ist auch mit ein paar Tonnen Usern immer noch nicht rentabel.

Genau dasselbe könnte Mark Elliot Zuckerberg, der Gründer von Facebook erzählen. Facebook ist ein sogenanntes «Soziales Netzwerk», welches asozial versucht, Menschen untereinander in Kontakt zu halten. Das «Ach, hallo, du bist auch da!» zeugt allerdings nicht wirklich von einer höheren sozialen Kompetenz, und das gesamte Netz ist mehrheitlich ein «me-too»-, «sehen und gesehen werden»- oder «Rette mich, ich bin Single»-Ameisenhaufen. Das sozusagen soziale Netzwerk wies Ende September 2010 287 Millionen aktive Mitglieder und User aus. Auch hier sind die Mitgliedschaft und die gesamte Benutzung gratis. Verdienen kann Zuckerberg nur durch Werbeverkäufe, also durch die kleinen Bildchen am Rand des Bildschirms. Haben Sie diese mal gesehen, geschweige denn gedrückt? Trotzdem wird das Unternehmen Facebook auf rund 50 Milliarden Franken geschätzt. Eine surreal anmutende Zahl. Man muss allerdings wissen, dass das Unternehmen in den ersten 7 Jahren rund 1,7 Milliarden Franken Beteiligungsgeld eingesammelt hat – also nicht wirklich Geld verdient hat. Interessant ist auch, dass Zuckerberg nur über 24% Besitzanteile verfügt, aber selber kein nennenswertes Geld investiert hat. Zudem: Facebook ist nicht an der Börse, also sind die Werte sowieso nur Fantasiewerte – etwa genauso spekulativ wie bei einem Kunstwerk. Wirklich «erarbeitet» haben soll Facebook im 2010 innerhalb von neun Monaten 355 Millionen Franken. Allerdings sei im 2008 – also noch nicht ganz auf dem Höhepunkt – der Jahresumsatz bei 300 Millionen gelegen...

Das Schlimmste an der Sache ist, dass ein Grüppchen von Halbstarken mit den Jahrgängen 1982 – 1984 die effektiven Besitzer von Facebook sind. Mit einem Nichts haben sie der graumelierten Investorenbande das Geld aus dem Sack gezogen, und sich kurzerhand in Milliardäre verwandelt. Das superschnelle Geld, ohne Teller zu waschen, und man munkelt ja, dass nicht mal die Idee von Zuckerberg selber kommt. Aber was ist bei diesen horrenden, inexistenten Geldbergen schon wahr?

Die Frage stellt sich, warum unsere unterdessen graumelierten Mediengurus in der Schweiz nicht fähig sind, eine ähnliche Geschichte aufzubauen? Hier wird ohne Nichts auch nichts gebaut – höchstens abgebaut. Die eben noch so stattlichen Medienhäuser haben sich sattgefressen und sind unfähig geworden, sich zu bewegen. Es fehlt an Ideen und an jungem Nachwuchs, der intelligente Konzepte nachwirft. Da sind die Schaffhauser Nachrichten geradezu höchst innovativ und man möchte Ihnen jeden Teilerfolg gönnen. Doch es ist nicht anzunehmen, dass dieses Modell rentabel sein wird.

PS: Fühlen Sie sich angesprochen? Haben Sie viel Geld und möchten Sie einen jungen, innovativen Schweizer Medienbetrieb unterstützen? Melden Sie sich unbedingt bei info@ensuite.ch.

BLINDE INSEL

Restaurant Blinde Insel

3. Februar bis 19. März 2011, jeweils Mittwoch bis Freitag
Grosse Halle Reitschule Bern

Ein kulinarischer Genuss in völliger Dunkelheit – zubereitet von renommierten Kochkünstlern, serviert von blinden und sehbehinderten Menschen und begleitet von Kurztexten arrangiert mit Geräuschen und Musik.

Informationen und Reservationen
www.grossehalle.ch
Telefon 078 854 58 66

Exklusiv für die Blinde Insel haben Autorinnen und Autoren Kurztexte verfasst und mit Geräuschen und Musik arrangiert.

des1gn messe Bern

5.–6. März 2011
Zentrum Paul Klee, 10-18 Uhr
Messe für rares und schönes Design Intérieur des 20.Jh.

Eintritt (Design Messe und Ausstellung Paul Klee – Franz Marc)
CHF 15 / Tag
www.kulturticket.ch, Tel. 0900 585 887 (1.20/Min)

Zentrum Paul Klee
Monument im Fruchtland 3
CH 3000 Bern 31
www.zpk.org/design

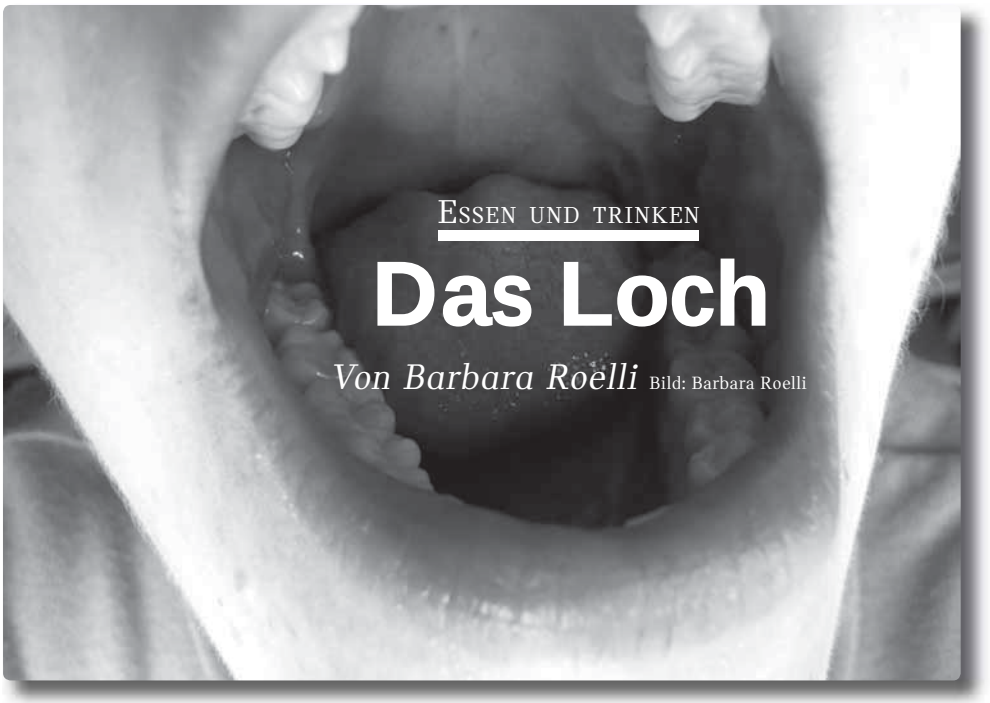
Zentrum Paul Klee
Bern

Erneuerbare Energien werden immer billiger. Atomkraft nicht. NEIN zum neuen AKW.

www.aber-sicher.ch

Aber sicher!

Gruppe NEUE ENERGIE Bern



Essen und trinken

Das Loch

Von Barbara Roelli Bild: Barbara Roelli

Drei Monate vielleicht? Ich weiss nicht, wie lange das Loch schon da ist. Das Loch in meinem Mund, im zweithintersten Zahn in der unteren rechten Zahnreihe. Irgendwann muss die Füllung des Zahns heraus gefallen sein. Unbemerkt, vielleicht beim Zähneputzen und Zahnpasta ausspucken – um für immer zu verschwinden im Abfluss des Lavabos. Seit der Zahn keine Füllung mehr hat, irritiert er mich. Dieser Hohlraum wird beim Essen zum Mülldepot, das alles aufnimmt, was körnig, kernig und klebrig ist. Und beim Kauen werden die Speisereste erst recht noch in den Hohlraum gedrückt, so dass ich nach dem Essen vor dem Spiegel stehe mit einem Brush-Stick, einem spitzigen Plastikstäbli in der Hand, und im Loch herum grüble, bis der Hohlraum wieder leer ist. Das Loch in meinem Mund spielt nicht nur nach, sondern auch vor dem Essen eine Rolle. So überprüfe ich, was ich esse: Bedenkenlos ist etwa ein Joghurt ohne Fruchtstücke – da bleibt nichts hängen. Problematischer ist ein Stück Brot. Davon verfängt sich immer ein Teilchen Teig im Loch, allerdings lässt sich dieses durch stochern mit der Zungenspitze entfernen. Wirklich behindernd hingegen sind alle Arten von Kernen und Nüssen. Wenn ich auf solche beisse, dann füllt sich das Loch sofort mit dieser Kernen- und Nussmasse, und diese ist nur mittels langem Grübeln zu entfernen. Besonders mühsam sind die kleinen schwarzen Kerne der Kiwi.

Auch meine Zunge grübelt dauernd an diesem Loch herum. Eigentlich sollte ich zum Zahnarzt. Erinnere ich mich aber an früher, so kriege ich Hühnerhaut und denke an Minuten der Angst auf dem Behandlungsstuhl einer Zahnarztpraxis. Eine grelle Lampe blendet mir in die Augen, irgendein Schlauch saugt meinen Speichel ab, während der Zahnarzt mit einem surrenden Gerät um die Nerven meiner Zähne kreist – ein Schmerz, der mich immer daran erinnern wird, dass Zähne auch leben. Ich schiebe den Zahnarztbesuch also vor mir her bis zu dem Tag, als mich eine Bekannte darauf hinweist, dass sich ein solches Loch entzünden kann, dass dann eine Zahnwurzelbehandlung nötig wird, und diese schweineteuer werden könnte; so mehrere tausend Franken. Von diesem Szenario mit dicker Backe und fetter Rechnung aufgeschreckt, nehme ich den schnellstmöglichen Termin beim Zahnarzt an.

Als ich die Praxis betrete werde ich mit einem strahlend weissen Lächeln empfangen. Im Hintergrund werden Schubladen geöffnet, ich höre das Klappern der Metallinstrumente und sehe sie schon vor mir; mit ihren spitzigen Enden, abgewinkelt oder zum Hacken gebogen. Ich werde ins Behandlungszimmer gebeten und lege mich mit weichen Knien auf den Behandlungsstuhl. Es riecht sauber, keimfrei. Dann kommt der Zahnarzt. Ein Mann so Ende fünfzig. Graues, etwas längeres Haar, freundliche braune Augen, eine wohlwollende Art. Er stellt mir einige Fragen zur Gesundheit und beginnt dann, zusammen mit der Zahnarztgehilfin, mit der Untersuchung: Ich sehe zwei Paar Augen die meine Zähne erforschen, und spüre mit Silikon bekleidete Hände in meinem Mund. Dann kommt der Eisstab zum Einsatz. Der Zahnarzt berührt damit jeden einzelnen Zahn um festzustellen, ob sie alle noch leben. Ich spüre ihre Nerven und unter altbekanntem Schmerz versuche ich, ruhig zu atmen, an etwas erfreuliches zu denken: Schön, dass meine Zähne leben! Aber was ist mit dem Loch? «Das ist nicht so tragisch», sagt der Zahnarzt: «das füllen wir einfach wieder». Dafür hat der Schmerz doch gelohnt: Die Grüblerei hat endlich ein Ende.

ÉPIS FINES

Von Michael Lack

APFELSCHAUM-SUPPE MIT PASTIS

Zutaten

2	Stk.	Apfel
½	Stk.	Zwiebel
5	dl	Bouillon
1	dl	Rahm
½	dl	Pastis
10	gr	Öl
1	Prise	Salz und Pfeffer

Vorbereitung
- Apfel in Stücke schneiden.
- Zwiebel zerhacken.
- Rahm steif schlagen

Zubereitung
Öl in einen Topf geben und erhitzen. Apfelstücke mit den Zwiebeln zusammen im Öl dünsten.
Die Äpfel- Zwiebel- Stücke mit der Bouillon ablöschen. Nun das ganze etwas köcheln lassen. Das ganze abschmecken mit Salz und Pfeffer und danach mit dem Stabmixer zu einer Suppe pürieren/mixen.

Den Rahm mit dem Pastis mischen und in die Suppe geben.

Tipp: Diese Suppe eignet hervorragend als die etwas andere Vorspeise!

Und nach dem Essen gehen wir aus:
kulturagenda.ch

Bild: Testobjekt HTC 7 Trophy mit Windows Phone 7 / zVg.

Kultur der Technik

Die Welt in meinen Händen

Von Lukas Vogelsang - Folge 3: Digitale Gaunereien

Die Welt der Technik verändert unaufhaltsam unseren Alltag. Autos, Waschmaschinen, Zahnbürsten, Wecker, Eierkocher – Alltagsgegenstände sind digital geworden. Dies hat weitwirkende kulturelle Konsequenzen und schliesst auch ganz viele Menschen aus. Digital ist nicht besser, sondern anders. Und diese Unterschiede müssen gelernt werden. ensuite versucht neue Technik zu erklären – aber auch Sinn und Zweck zu hinterfragen.

Ich benutze unterdessen mein Mobile wesentlich mehr für allgemeine digitale Kommunikation, als für Telefongespräche. Es ist komisch, doch eine normale Telefonverbindung scheint mir unterdessen unnatürlicher zu sein, als eine e-mail zu schreiben. Das mag damit zu tun haben, dass ich bei der e-mail den Menschen ganz offensichtlich nicht höre oder sehe und die Kommunikation auf diese Art stressfreier ist, als wenn ich am anderen Ende eine Stimme vernehme. Soweit sind wir schon. Doch verstehe ich die «Generation Digital», die jede Sekunde an ihren Geräten herumspielt. Ich finde es nicht gut – und es gibt noch weitere Gefahren.

Beim Herumstöbern in den «Apps» für mein Telefon bin ich auf ein gaunerisches Angebot gestossen: «Euro-Noten». Im Begleittext steht: *«Jetzt, wo Sie denken, Sie sind so reich, können Sie, was Sie wollen, können Sie auch eigene besitzen virtuelles Geld? Zeigen Sie, wie reich Sie sind, indem man sich einige echte virtuelle Geld, das Sie sich leisten können. Sammeln Sie alle Banknoten und Anzeige stolz Ihr hart verdientes Greenbacks.»* (Das steht genau so geschrieben!) Diese «Apps» sind nur Bilder von Banknoten und kosten soviel, wie auf den Noten angezeigt wird. Das ist frech.

Auch Schweizer-Firmen mischen in diesem Gauner-Markt tüchtig mit. So erhielt ich im Januar ein SMS von «Unbekannt» mit dem Text: «Dein Logo http://www.logoroulette.com/wap/index/nrid/39132/chk/MDA0M...». Mehr stand da nicht. Ich bin über die Webseite www.logoroulette.com auf die Vascom Schweiz AG gestossen. Diese bietet SMS-Massendienste an. Die Firma ist legal registriert, sucht aber jede erdenkliche Möglichkeit, den gesetzlichen Rahmen so gut wie möglich auszunutzen. Das geht so: Man versendet SMS an Telefonnummern, die man über irgendwelche «Zufälle» herausgefunden hat, mit diesem Logo-Dienst. Wer diesem Link folgt, aktiviert seine Telefonnummer und bestätigt sie als potentiellen Kunden – zudem abonnieren sie eine überteuerte Dienstleistung. Ihre Telefonnummer kann jetzt weiter bearbeitet werden oder aber, man kann ihre Nummer auch verkaufen. Beides ist ein lukratives Geschäft. Vordergründig wird ihnen ein «Produkt» angeboten, in meinem Fall hätte ich – sofern ich auf der Webseite auch noch meine Bestätigung gegeben hätte – für ca. 15 Franken ein Monatsabonnement für animierte gif-Logos und Bildchen erhalten. Das ist Wucher – vor allem weil die Qualität unter jedem Niveau ist. Entsprechend sind auch die Bedingungen: *«Die Kündigung eines Abos zum Ende des Abo-Zeitraumes ist jederzeit möglich, ohne dass hierfür eine Kündigungsfrist zu beachten ist. Im Rahmen der Bestellung des Abos wird dem Kunden das Keyword mitgeteilt, mit dem die Kündigung des Abos erfolgen kann. Die Kündigung erfolgt durch Übersendung dieses Keywords per SMS an die hierzu ebenfalls mitgeteilte Kurzwahl-Nummer. Eine Anleitung zur Abo-Kündigung sowie die hierfür erforderlichen Keywords können jederzeit auch unter den unter 3 Absatz 5 angegebenen Internetseiten abgerufen werden oder durch Kontaktieren unseres Kundendienstes. Eine Übertragung des nicht beanspruchten Abo-Guthabens auf den nächsten Abo-Zeitraum oder eine Erstattung des Restbetrages oder des Abo-Entgeltes im Falle einer Kündigung ist leider nicht möglich». (...aus den Nutzungsbedingungen von www.logoroulette.com).* Nur versierte AnwenderInnen werden sich aus dieser Schlaufe herausoperieren können.

Die Vascom Schweiz AG ist eine Zürcher Firma. Cengiz Peker, der CEO, hat mich persönlich aus seinen Thailand-Ferien angerufen, nachdem ich mich bereits mit dem BAKOM (die sind als Bundesamt zuständig für Telefonie und Daten), mit Sunrise (meinem Mobile-Anbieter) und dem Support von Vascom herumgeschlagen hatte. Peker war unheimlich zuvorkommend und wusste über jede Gesetzeslücke genau Bescheid. Er ist schon lange im Geschäft und arbeitet seit Jahren mit virtuellen Diensten. Ich vermute, das meiste davon findet in einem grauen Bereich statt: Die Vascom macht ihr SMS-Hauptgeschäft mit Erotikangeboten: Bildli und Filmli zu Wucherpreisen. Wer etwas recherchiert, findet denn auch interessante Verbindungen (Wapme Systems AG, Deutschland) zum Züri-Erotikguru Bruno Stettler, der die «Black Rain Group Foundation» (ein Sozialwerk für Haiti) gegründet hat und ebenfalls SMS-Dienste anbietet (www.smilesmedia.ch). Die Firmen-Netzwerke der involvierten Namen sind beachtlich.

Wichtig: Wenn sie jemals eine solche SMS oder einen SPAM-Link erhalten, dürfen sie diesen NIE aktivieren. Löschen ist gut, aber damit ist das Problem nicht behoben. Besser ist, wenn sie umgehend mit ihrem Mobile-Dienstanbieter Kontakt aufnehmen. Ein SMS-Massenversender ist immer registriert. Sie können diese Codes für ihr Konto sperren lassen, das ist gratis. Der Telekommunikations-Anbieter schreibt dem Sender auch, dass ihre Nummer aus jeder Dienstleistung gelöscht werden muss. Auch gut, wenn sie die Firma direkt anrufen – bis zur Verzweiflung. Ein Anbieter hat mir sogar mal 10 Franken in bar gesendet für die Umtriebe. Ein billiges Handgeld um eine Anzeige abzuwenden.

Das BAKOM schreibt zur SPAM-Definition:
Der Versand von Massenwerbung ist nur dann erlaubt, wenn alle drei folgenden Bedingungen erfüllt sind:

1. Die Massenwerbung darf nur an Personen gesendet werden, die vorab ausdrücklich eingewilligt haben oder mit dem Absender bereits geschäftlich Kontakt hatten (z.B. bei Wettbewerben).
2. Der korrekte Absender muss angegeben werden. («Unbekannt» gilt nicht)
3. Es ist auf eine einfache und kostenlose Ablehnungsmöglichkeit hinzuweisen. (Im SMS war das nicht der Fall. Der Link auf die Webseite kann bereits kostenpflichtig sein – das war nicht deklariert. Auf der Webseite sind die Nutzungsbedingungen nicht klar ersichtlich.)

Auf der Webseite www.ensuite.ch ist die ganze Antwort zum Thema SPAM vom BAKOM nachzulesen. Eine Lektüre, die im digitalen Zeitalter unbedingt nötig ist.

Kleider machen Leute

Der Norweger

Von Simone Weber Bild: zVg.

Läuft man mit einigermassen wachem Blick an den sich aufdrängenden Schaufenstern einer zivilisierten Innenstadt vorbei, fällt auf, dass zurzeit nichts moderner scheint, als alte Trends auszugraben. So schaffte es doch tatsächlich auch der Norwegerpulli – ein verblasster Stern der siebziger Jahre – zurück ins Rampenlicht. Ist sowas heute wirklich wieder angesagt? Die Modepolizei war auch schon mal strenger! Nichts gegen Gemütlichkeit, das Muster wäre je nach Modell noch ganz passabel, aber an Formlosigkeit ist der klassische Norwegerpulli wirklich kaum zu übertreffen.

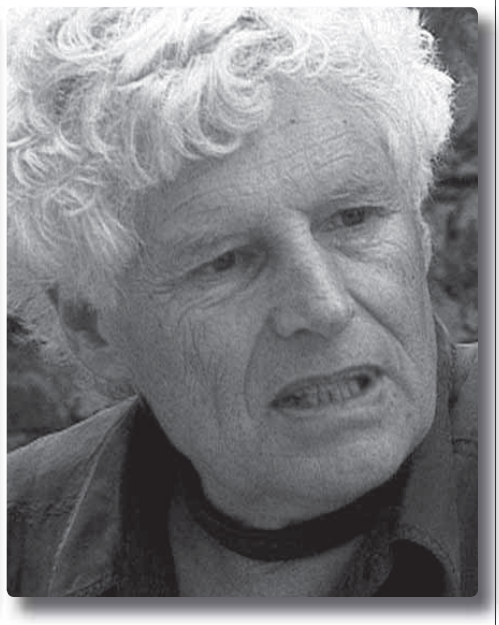
Die Herkunft des grob gestrickten Pullis liegt – wie unschwer zu erraten ist – in Skandinavien. Genaugenommen stammen seine Grundzüge aber nicht aus Norwegen, sondern aus Island, den Färöer- und den Shetlandinseln. Hier finden sich die Ursprünge des mehrfarbigen Strickmusters. Die mehrfädige Strickart sorgt für Dichte, was warm hält und für Skandinavien, besonders für die harte Arbeit beim Fischfang und auf dem Feld, hervorragend geeignet ist. Von Vorteil ist dabei auch sein guter Schutz gegen Regen und Kälte. Unverwüstlich ist er aber nicht. Wie einen lieben Menschen muss man auch ihn gut behandeln, dann kann er mit der richtigen Pflege ein Freund fürs Leben werden. Er mag es nicht in der Waschmaschine, und erst recht nicht im Trockner. Viel frische Luft ist alles was er braucht.

Der Vorfahre des Norwegers ist also der Islandpullover. Er wurde im frühen 20. Jahrhundert geboren, und in dem berühmten Muster gestrickt, jedoch an einem Stück und mit der typischen Rundpasse, die auf die Perlenpasse der Grönland-Eskimos zurückgeführt wird, welche einen Bestandteil von deren Tracht bildet. Für den Ursprung des traditionellen, kunstvollen Musters gibt es zwei bekannte Erklärungen. Die eine führt uns in die sagenumwobene Wikingerzeit. Die Muster der Tücher, mit denen die Wikinger ihre Schiffe behängt haben, sollen Vorbild gewesen sein, weshalb sich Vertreter dieser Theorie sicher sind, auf Norwegerpullis typische Wikingerzeichen wie Kronen, Galeeren oder Anker zu erkennen. Andere sehen den Ursprung der Muster in einem Ereignis, das 1588 vor der Küste der Shetland-Inseln stattfand: Ein spanisches Kriegsschiff versank in den Tiefen des norwegischen Meeres. Die Überlebenden lehrten die Inselbewohner zum Dank für ihre Rettung das Spinnen und Verstricken der gewonnenen Wolle. Vertreter dieser Version sind davon überzeugt, in den Mustern spanische Elemente wie den Stern von Granada, das Kreuz von Castilien oder den Anker des Kolumbus zu erkennen. Wie auch immer es gewesen sein mag, viele skandinavische Frauen haben bis heute ihre eigenen Strickmuster, die meist den Familiennamen oder deren Wappen beinhalten, und die von Generation zu Generation weitergegeben worden sind.

In die weite Welt hinaus schaffte es der Islandpullover 1922, dank dem Prince of Wales, der ihn an einem Golfturnier trug. Sein wirklicher Durchbruch in der Fashionwelt gelang ihm aber erst infolge des Öko- und Alternativtrends in den 70er Jahren. Damals waren dicke, grobe Wollpullover im Ethnolook der Renner! Heute sind die Hardcorehippies so gut wie ausgestorben, und der original Norweger nur noch was für Fans von Fäustlingen, Bommelmützenträger und Schlittschuhfahrer.

Man kann nicht leugnen, dass an eisig kalten Wintertagen so ein kuschelig weiter, richtig dicker Schafwollpulli ganz schön gemütlich ist. Und nichts gegen Wikingerschiffe, Spanische Kreuze, Rentiere, Eiskristalle, Sterne, Schneeflöckchen, Rauten, oder mit was auch immer der Norweger halt angibt. Diese Motive finden sich beim klassischen Norwegerpullover übrigens nicht nur am Kragen, sondern auch am Bund und an den Ärmelenden. Weil man den Pulli in eine hochtaillierte Hose steckte, sparte man sich aber die Mühe eines Musters im unteren Drittel und liess den Pulli dort einfarbig, was ihn bis heute auszeichnet. Seine klassischen Farben sind Beige- und Brauntöne. Es gibt ihn aber heute auch in Blau, Grün, Schwarz und Rot, und sicher auch in Rosa und Violett und Türkis.

Von den Farben zur Form. Dieser Pullover schafft es tatsächlich, selbst dem wohlgeformtesten Frauenkörper eine schrullige Wikingerpflauze anzuhängen! Gottseidank ist man davon unterdessen abgekommen. Da hat die Modepolizei wohl doch nicht so schlecht aufgepasst! Keine Rundpassen, keine steifen Wollstoffe, sondern Baumwolle und Rollkragen. Es gibt den Norweger heute sogar als Cardigan und als Kapuzenpullover, was ihn tatsächlich tragbar macht. Den klassisch biederen Norweger mit Öko-Image tauscht man also besser gegen ein aktuelles Modell, weil es zwar immer noch von winterlichen Abenteuern in skandinavischen Outbacks erzählt, uns dabei aber nicht wie verlauste Haudegen aus einer lange vergangen Zeit aussehen lässt.



Thun an der Literaare

Von Isabelle Jakob Bilder: (v.l.) Nadja Küchenmeister, Erica Pedretti, Jörg Steiner / Fotos: zVg.

Bereits zum 6. Mal findet in Thun das feine, mittlerweile gar nicht mehr so kleine Festival Literaare statt. Den Organisatoren (Tabea Steiner und Stephan Probst) ist es erneut gelungen, ein reiches und aktuelles Literaturprogramm zusammenzustellen. Vom 4. bis 6. März 2011 beehren nationale und internationale Autorinnen und Autoren die Stadt im Berner Oberland.

Eröffnet wird das literarische Wochenende von Erica Pedretti, einer Grande Dame der deutschsprachigen Literatur und Gewinnerin des Berner Literaturpreises 2010 für ihr Buch «fremd genug». Am Samstag überrascht Literaare mit hochkarätiger Mundart, einer jungen deutschen Lyrikerin, einem österreichischen Erzählkünstler und einem Komikerduo der wortkargen Sorte. Der Berner Schriftsteller Pedro Lenz, dem mit seinem Romandebut «Dr Goalie bin ig» eine kleine Sensation gelungen ist, beglückt mit dem berührenden Porträt eines einsamen Mannes. Nadja Küchenmeister hat im letzten Jahr ihren ersten Lyrikband «Alle Lichter» herausgegeben. Auf scheinbar beiläufige Weise erkundet die junge Berlinerin darin die Welt und wurde dafür prompt mit dem Mondseer-Lyrikpreis 2010 ausgezeichnet. Doch nicht nur aus unserem deutschen Nachbarland reisen die Autorinnen und Autoren nach Thun. Mit Norbert Gstrein kommt ein österreichischer Schriftsteller als Gast, der mit seinem Roman «Die ganze Wahrheit» für eine der grossen deutschsprachigen Überraschungen im vergangenen Jahr sorgte. Er treibt ein ironisches und äusserst gekonntes Wechselspiel entlang von Fakten und Fiktionen über einen kleinen Wiener Verlag. Den literarischen Abschluss bilden Simon Deckert, Angelia Schwaller und Sarah Vogler, die drei jungen Gewinner des Schreibwettbewerbes von Literaare. Im Anschluss betreten am Samstagabend «Ohne Rolf» die Bühne. Das mehrfach ausgezeichnete Komikerduo (Jonas Anderhub und Christof Wolfisberg) verblüfft mit einer sehr eigenwilligen Form der Kleinkunst. Anstatt zu sprechen, bringen die beiden Plakate in Weltformat auf die Bühne.

Am Sonntag liest mit Jörg Steiner einer der grossen Schweizer Schriftsteller. Er kann sowohl den Berner Literaturpreis als auch den Max-Frisch-Preis der Stadt Zürich zu seinen Auszeichnungen zählen. Zu guter Letzt und gewissermassen als Krönung präsentiert Melinda Nadj Abonji, die für «Tauben fliegen auf» mit dem Deutschen und dem Schweizer Buchpreis 2010 ausgezeichnet wurde, gemeinsam mit Balts Nill ein raffiniertes Zusammenspiel von Musik und Literatur. Am Sonntagnachmittag führt der Stadtarchivar a.D. Dr. Jon Keller die Gäste auf vergessenen Pfaden durch die Stadt in unbekannte Gegenden, immer auf der Spur von grossen Literaten, die in Thun gelebt haben.

Das Programm des Thuner Literaturfestivals dürfte auch dieses Jahr für jeden Geschmack einen literarischen Leckerbissen bereithalten. Dafür sorgt die Gründerin Tabea Steiner seit sechs Jahren. Als junge Studentin hat sie 2004 das Literaturprojekt Literaare ins Leben gerufen, und wird seither sowohl in der Organisation als auch in der Durchführung von einem jungen, ambitionierten Team unterstützt. Jeweils im März geht das dreitägige Thuner Literaturfestival über die Bühne, das aktuelles literarisches Schaffen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum in Thun versammelt. Dabei sollen nebst renommierten AutorInnen auch jüngere, weniger bekannte SchriftstellerInnen die Möglichkeit erhalten, ihre Texte zu präsentieren. Das gefällt. Das erste Märzwochenende ist in der Agenda leuchtend gelb markiert.

Infos: www.literaare.ch,

Vorverkauf / Reservation:
Thalia Thun, Bälliz 60,
Tel. 033 225 45 45, thun@thalia.ch

Literarische Fragmente 14

Seit jeher unterwegs

Von Konrad Pauli

Es war die Zeit, in der viele Betriebsleiter und hohe Manager vergessen hatten, dass hinter dem Mitarbeiter oder in der Mitarbeiterin ein Mensch steckte, der zwar seinen Lohn nicht umsonst zu verdienen vermeinte, der freilich jedoch etwas anderes war als ein blosser Funktionär und Quotenerfüller. Indessen hatte die ganze Belegschaft Angst, nicht zu genügen und mit dem Kündigungsschreiben konfrontiert zu werden. Die Betriebsmachthaber wussten natürlich darum, und waren, entgegen allen Beteuerungen, insgeheim froh, über ein solches Machtinstrument der (auch stummen) Einschüchterung und Herrschaft zu verfügen. Wer Angst hat, unterwirft sich leichter.

Als hätte sich, was indessen nicht der Fall war, die Belegschaft abgesprochen, griff eine merkwürdige Unpässlichkeit um sich: Allemal, wenn ein Mitarbeiter eine wie auch immer geartete eklatante Zumutung einstecken musste, reagierte derselbe oder dieselbe mit einem Hautausschlag. Die Schuppenflechte griff so rasch und einschneidend um sich, dass die betroffene Person nicht mehr in der Lage war, die Tastatur des Computers zu bedienen. Das hatte zunächst Überheblichkeiten, ja, Drohungen und Zurechtweisungen von oben zur Folge – komplizierter wurde die Lage erst, als sich das Leiden der Angestellten seuchenhaft ausbreitete, und bald niemand mehr imstande war, die Sachbearbeitungen richtig und fristgerecht vorzunehmen. Nach drei vier Entlassungen kam die Firmenleitung zur Einsicht, dass auf diesem Weg das Problem nicht aus der Welt zu schaffen war – und schliesslich erinnerte sie sich an die alte Tatsache, dass jede Obrigkeit auf eine Untrigkeit, das heisst auf Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen angewiesen ist. In einer weiteren, geradezu heldenhaften Anstrengung suchte man, mit Hilfe von Fachleuten, die Ursachen der Erkrankung zu erforschen, und als man einigermassen fündig geworden war, kam die Firmenleitung, auch auf Rat des alten Patrons hin, den dankbaren Opfern insofern entgegen, als man versprach, das Übel sozusagen an der Wurzel zu packen und für Abhilfe zu sorgen. So fing die eigentliche Arbeit erst an.

LESEZEIT

Von Gabriela Wild

Warum lesen? Welchen Zweck erfüllt ein Buch? Es soll den Menschen die Pendelzeit von Arbeitsort A nach Wohnort B verkürzen. Es soll ablenken, zerstreuen, unterhalten. So gesehen ist Lesen eine Flucht. Der Leser aller Leser, Alberto Manguel, wehrt sich vehement gegen die klassische Behauptung fantasieloser Menschen: «Bücher entfernen uns nie von der Realität, Bücher verankern uns in der Realität. Lesend begebe ich mich von meiner persönlichen Realität in die Realität der Erfahrung einer anderen Person.» Natürlich ist es verlockend, wenn man Büchern direkt Lebensansichten und Handlungsanleitungen entnehmen kann. Aber solche Bücher sind, wie Manguel betont, Denkkäfige, sie bieten keinen geistigen Spielraum, keine Interpretationsmöglichkeiten. Vermutlich sind deshalb Paulo Coelhos Bücher so beliebt: Sie sind sehr bequem. Freiheit ist immer auch anstrengend. Manguel ist kein Leser, der sich mit Kategorien wie «gut» und «schlecht» begnügt. «Wenn am Ende der Lektüre nur das Gefühl bleibt, ein Buch sei gut oder schlecht, beweist man damit, dass man sich noch nicht von seinen Schullehrern emanzipiert hat.»

Mich selber packt beim Lesen hin und wieder eine Nostalgie. Fast erschrecke ich, wenn ich das schreibe, das klingt rückwärtsgewandt, kultur- und zeitpessimistisch. Ich bin alles andere als pessimistisch, ich glaube nicht an den Untergang der Literatur, ich glaube nicht mal, dass E-Books herkömmliche Bücher verdrängen, und wenn schon, dann wird halt digital gelesen, aber gelesen wird weiterhin, immer, solange es Menschen gibt, solange es eine denkfreudige Zivilisation gibt. Genau da setzt die Nostalgie wieder ein. Bei «denkfreudig» öffnet sich ein Bild von einem Labyrinth, unzählige Umwege führen zum Ziel oder auch nicht. Auf verschlungenen Pfaden lauern Abenteuer, Aussichten und Erkenntnisse, Rätsel müssen gelöst werden. Nicht immer führen die Anstrengungen zur ersehnten Belohnung. Da steckt etwas viel Risiko drin, für eine Gesellschaft, die ganz darauf ausgerichtet ist, auf dem schnellsten Weg von A nach B zu kommen. Nostalgie packte mich beim Lesen der ersten Seite von Hildesheimers Tynset: «Man sagt: Holz arbeitet, was zu bedeuten hat, dass es an Substanz verliert, dass die hölzernen Körper kleiner werden, immer kleiner. Man merkt es erst nach vielen Jahren, und nach diesen vielen Jahren fragt man sich, frage ich mich, wohin das fehlende Gewicht entschwebt, wo diese Substanz eigentlich hingekommen ist. Nun, das sind die geringsten Fragen, die ich mich frage.» Wohin soll solches Fragen führen? Nach Tynset, das dem Erzähler als einzig mögliches Reiseziel geblieben ist, aber es geht nicht darum, dort anzukommen, sondern um das Spinnen von Gedanken, das Verweben von Einfällen. In einer langen schlaflosen Nacht breitet der Ich-Erzähler das Inventar seines Lebens aus. Wortreiche Bekenntnisse, akribische Selbstbeobachtungen, und wuchernde Halluzinationen führt er zu einer kunstvollen Komposition zusammen. 1966 erhielt Hildesheimer den Georg Büchner-Preis für dieses Werk. «Man kann an diesem Buch lernen, was denn Literatur ist. Diese Erzählung ist Literatur in jenem höchsten Sinne, der sich der vergleichenden Wertung entzieht», kommentierte «Die Welt der Literatur». Und Walter Jens empfahl das Buch der Nachkommenden Generation, «weil es mehr als andere Bücher über das menschliche Bewusstsein, die Einsamkeit, die Zwiesprache mit der Geschichte und über die Todesangst sagt». Aber ob denn die Nachgekommenen die Geduld aufweisen, diese Gedankensprünge mit zu machen, der nicht linearen Erzählung zu folgen, die nirgends hinführt, nicht mal nach Tynset?

Wolfgang Hildesheimer, Tynset, Suhrkamp
Erstausgabe 1965.

Meisterkonzert

Berliner Philharmonische Bläsersolisten

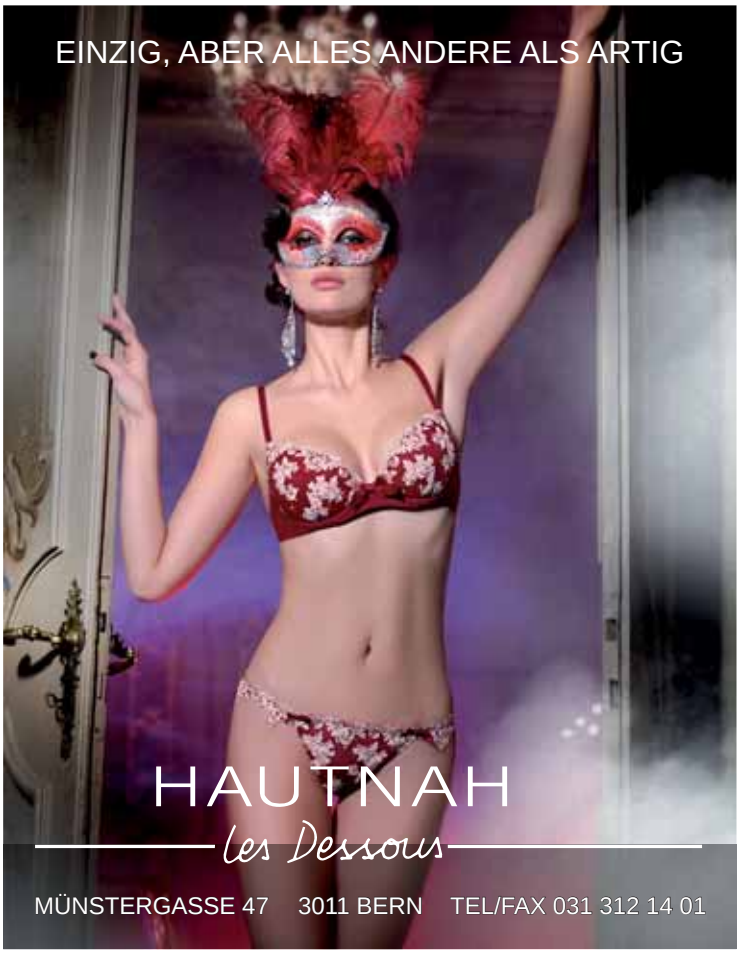
Albrecht Mayer, Oboe | Andreas Blau, Flöte | Wenzel Fuchs, Klarinette | Stefan Schweigert, Fagott | Sarah Willis, Horn

So 27. Februar 2011, 17 Uhr

Werke von W.A. Mozart, M. Ravel, A. Piazzolla, G. Rossini
Auditorium Martha Müller, Zentrum Paul Klee
Vorverkauf: www.kulturticket.ch Tel. 0900 585 887 (CHF 1.20/Min.)
Eintritt inkl. Willkommensgetränk und Ausstellungsbesuch

Zentrum Paul Klee Bern

www.zpk.org



Lucerne University of Applied Sciences and Arts
HOCHSCHULE LUZERN
Design & Kunst

Der Studienbereich Video
der Hochschule Luzern – Design & Kunst geht auf

Kinotour

Fünf Abschlussfilme des Bachelor-Studiengangs Video 2010 zeigen unser Ausbildungsspektrum: Dokumentarfilme, Essays und experimentelle Kurzfilme.

Zürich, Riffraff: 12. Februar 2011, 12.00 Uhr
Basel, Neues Kino: 19. Februar 2011, 20.00 Uhr
Bern, Cinématte: 21. Februar 2011, 20.30 Uhr
St. Gallen, Kinok: 24. Februar 2011, 17.30 Uhr

www.hslu.ch/video
www.video.hslu.ch

FH Zentralschweiz

Bilder von oben nach unten: Antonia Meile – Stück für Stück; Jan Buchholz – Eigenbrand; Matteo Gariglio – Harlekin; Céline Wälchli – Lilla családja – Lilla's Familie; Manuel Wiedemann – Störfaktor

Die Gruppe **«Musicians of Istanbul»** wurde im Jahre 1999 gegründet. Die Mitglieder des Ensembles und ihre Instrumente: Göksel Baktagir (Kanun), Yurdal Tokcan (Laute), Selim Güler (dreiseitige Geige), Baki Kemanci (Violine),Volkan Yilmaz (Rohrflöte) und Emrullah Sengüller (Violonchello) mit Atalay (Perkussion). Jeder einzelne Musiker ist in der Türkei ein anerkannter Virtuose auf seinem Gebiet.
Sie beherschen ein breites Repertoire türkischer, armenischer, jüdischer, griechischer, makedonischer, kurdischer, tscherkessischer, georgischer und aserbaidschanischer Stücke, die sie durch stilreine Variationen weiter ausdeuten.
Musicians of Istanbul spielen am 14. Mai um 20.00 Uhr in Volkshaus Zürich. Vorverkauf: Starticket / T: 0900 325 325

www.artkultur.ch

Bürgin, Daniel: Die Teufelseiche. Ein Märchen. Illustriert von Peter Säuberli. Edition Isele. Eggingen 2010. ISBN 978 3 86142 505 2. S. 46.

Bedrohung aus der Unterwelt

Daniel Bürgin: Die Teufelseiche. Ein Märchen.

Der Königssohn Hanno wird gemeinsam mit Anna im königlichen Schloss erzogen. Der Hof wird von einer alten Eiche dominiert, die von allen nur die Teufelseiche genannt wird. Alles ist Hanno erlaubt, einzig der Eiche darf er sich nicht nähern. Als die beiden Kinder vom alten Mönch Remigius um die Bewandtnis der Eiche erfahren, ist es schon beinahe zu spät. Denn kurze Zeit darauf ist Hanno verschwunden. Anna macht sich auf, mit Hilfe von Remigius ihren Spielgefährten zu retten, und begibt sich mit einer Kerze in die Unterwelt. Hier hilft ihr nur ihre grosse Liebe und der unerschütterliche Glaube an das Gute. Und tatsächlich gelingt es ihr, was zuvor noch niemanden gelungen ist, nämlich, ihren Geliebten zu retten. Sie überwindet alle Hindernisse dank ihrer Unschuld: die Überfahrt mit dem Fährmann, die Suche in der Dunkelheit nach Hanno, und das Geschäft mit dem Teufel.

Daniel Bürgin, welcher 1993 nach Tokio ausgewandert ist, wo er bis heute lebt, hat bereits einen erfolgreichen Erzählband, «Auf der Suche nach Yamato», mit Geschichten aus Japan publiziert. Das von ihm erzählte und von Peter Säuberli illustrierte Märchen «Die Teufelseiche» ist nun wiederum im europäischen Kulturkreis angesiedelt. Säuberli untermalt mit seinen Illustrationen die Gedankenbilder und konkurriert nicht mit diesen, was eine Seltenheit ist.

Im Märchen verschränken sich christliches Gedankengut und Figuren aus der griechischen Mythologie, ohne dass dies störend wirken würde. Der klassische Aufbau entführt uns in die Welt der Kindheit, die in uns allen durch Erzählungen wie diese leicht wieder zum Klingen gebracht wird.

Némirovsky, Irène: Die Familie Hardelot. Roman. Knaus. München 2010. ISBN 978 3 8135 0375 3. S. 253.

Die Buddenbrooks Frankreichs

Irène Némirovsky: Die Familie Hardelot. Roman.

Kaum ein Feuilleton, welches Irène Némirovskys Werk in den letzten Wochen nicht ausführlich besprochen hätte. Und dies zu Recht. Die jüdischstämmige Ukrainerin Némirovsky, welche ihre Kindheit und Jugend in Frankreich verbracht hatte und 1942 in Auschwitz ermordet worden ist, hat auch dank den Verdiensten des deutschen Verlags Knaus ein Comeback.

Mit der Familie Hardelot ist ihr ein Sittengemälde gelungen, das zwar bezüglich Seitenumfang nicht an die Buddenbrooks heranreichen mag, sich ansonsten aber vor diesen nicht zu verstecken braucht.

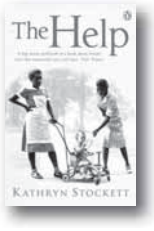
Die Hardelots, beheimatet in St. Elme, in der Provinz Frankreichs, wussten über Generationen ihr Geld durch harte Arbeit und die richtigen Heiraten zu mehren. Nun ist Pierre an der Reihe, die reiche Erbin Simone Renaudin zu ehelichen. Er wählt aber statt des Geldes die Liebe und heiratet die ursprünglich aus Paris stammende Agnès, was an sich schon eine Mésalliance bedeutet. Agnès bringt weiter kein Vermögen in die Ehe ein, was den Grossvater Pierres dazu zwingt, ihn zu verstossen – zum Wohle der Firma, versteht sich.

Als Frankreich von den Wirren des Ersten Weltkrieges überrollt wird, in St. Elme kein Stein auf dem anderen bleibt und auch Charles, der Vater Pierres den Tod findet, harrt der alte Hardelot in seinem Provinznest aus. Er bietet allen die Stirn und führt seine Firma in den Zwischenkriegsjahren erneut zum Erfolg, nun mit Hilfe von Pierre und dessen ehemaliger Verlobten Simone.

Nun ist ein zweiter Krieg im Anzug, auch dieser soll in die Geschicke der Familie eingreifen.

Dass Némirovsky überhaupt hat in Vergessenheit geraten können, ist schier unglaublich, denn sie ist eine der ganz Grossen der französischen Literatur des 20. Jahrhunderts.

Ihrem Roman mangelt es nicht an Humor, welcher zuweilen sogar ein bisschen sarkastisch ausfällt. Und ihr Roman verdeutlicht einmal mehr, was wir heute oft vergessen: die Härte des Ersten Weltkrieges und welchen Einbruch ins Wohlbekannte dieser für das damalige Europa bedeutet hat.



Stockett, Kathryn: The Help. Roman. Englisch. Penguin Books 2010. ISBN 978 0 141 04770 6. S. 444. Erscheint am 28. März 2011 bei btb auf Deutsch.

Vom Los, ein schwarzes Dienstmädchen zu sein

Kathryn Stockett: The Help. Roman. Englisch.

Kathrin Stockett wagt in ihrem Romandebüt «The Help», welches in Amerika bereits 2009 erschienen ist, einen Perspektivenwechsel. Sie nähert sich mit ihren beiden Protagonistinnen Aibileen und Minni, zwei schwarzen Dienstmädchen in den 1960er Jahren in Jackson, Mississippi, der Sicht von unten an. Dies, ohne je anbiedernd zu sein.

Im Zentrum steht für Stockett die ambivalente Haltung der weissen Oberschicht, welche ihre Kinder von schwarzen Dienstmädchen erziehen lässt, diese jedoch gleichzeitig zwingt, ein nur für sie zugängliches Bad zu benutzen. Ihnen lediglich dann erlaubt, in weissen Vierteln einzukaufen, wenn sie ihre Dienstmädchenuniform tragen. Ihnen jede Kritik verbietet, die Herzensbildung ihrer Kinder aber voll und ganz ihrer Obhut überlässt.

Ebenfalls zu dieser weissen Oberschicht gehört die zu gross gewachsene Skeeter Phelan, Tochter eines Plantagenbesitzers, die, soeben vom College graduiert, weniger vom Wunsch umgetrieben wird, gleich zu heiraten wie all ihre Freundinnen, sondern viel mehr eine Karriere als Journalistin starten möchte. Ein erster Schritt, um diesen ambitiösen Plan in die Tat umzusetzen ist getan, als sie die wöchentliche Kolumne Miss Myrna des Lokalblattes übernimmt, wo sie Fragen zur Haushaltsführung beantwortet. Da sie weder je in ihrem Leben eine Badewanne geschrubbt noch ein mehrgängiges Essen gekocht hat, ist sie bei der Beantwortung der Fragen auf die Hilfe von Aibileen angewiesen, dem Dienstmädchen ihrer Freundin Elisabeth. Und während der nun wöchentlichen Gespräche, die sich bald nicht mehr nur um den Haushalt drehen, kommt ihr die Idee, mittels Interviews die Sicht der farbigen Dienstmädchen zu ergründen, und diese in einem Buch zu publizieren. Ein Vorhaben, das in den Südstaaten nicht ganz ohne Risiken ist.

Die Autorin, welche selbst in Jackson, Mississippi von einem schwarzen Dienstmädchen erzogen wurde, zollt dieser mit ihrem Roman Tribut, beteuert aber zugleich, dass es sich bei ihrem Plot um Fiktion handelt. «The Help» wurde nicht zufällig zum Achtungserfolg, die Südstaatlerin Stockett hat hier ein eingängiges Porträt einer von Dichotomie geprägten Gesellschaft geschaffen, deren widersprüchliche Normen bis heute noch nicht ganz verschwunden sind.

burgdorfs buchhandlung am kronenplatz.ch
buchhandlung@amkronenplatz.ch
www.buchhandlung-amkronenplatz.ch

«Völlig ausgebucht» – komischer Rollenmarathon der Sonderklasse

Von Roja Nikzad

Der Autor, Regisseur, Produzent und Schauspieler Peter Denlo zeigte dem Zuschauer in gemütlicher Runde im Maier's am Albisriederplatz in Zürich, wie man Crossdressing mit mehrfach schizoiden Zügen ad absurdum führen kann. Ein einzelner Mann, Peter Denlo, verkörpert im Stück «völlig ausgebucht» von Becky Mode ganze 40 verschiedene Charaktere – Männer, Frauen, junge, alte, coole und uncoole, Promis und Normalos, Angestellte, Chefs, Russen, Franzosen, Deutsche, und eine ganze Familie. Aufwendige Comedy also, die viel Talent erfordert und grosse Wandelbarkeit voraussetzt.

Der Plot ist simpel: Sämi ist Schauspieler. Und wie das so ist mit Schauspielern, sind sie oft arbeitslos, während der grosse Durchbruch auf sich warten lässt. Deshalb jobben sie in der Gastro. So auch Sämi. Zwar hofft er nach jedem Casting auf die grosse Karriere, ist jedoch in Realität der Unterhund, der im Kellerraum eines angesagten Szene-Lokals telefonisch die Reservierungen von Gästen entgegennimmt, sich vom narzisstischen Chef tyrannisieren lässt, beim Personalessen vergessen wird, und den Dreck in der Damentoilette aufwischt.

Und dann ist auch noch Andreas, der wirkliche Reservierungsverantwortliche, aufgehalten worden, so dass Sämi nun die fordernden VIP Gäste und die anderen skurrilen Anrufer in Schach halten muss. Auch einige private Anrufer bringen Sämi an den Rand der Verzweiflung. Zusätzlich gibt es im Keller auch eine Gegensprechanlage, die die anderen Mitarbeiter aus dem Lokal, dem Büro und aus der Küche mit Sämi verlinkt, und Raum für absurde Bitten, Klagen und Wünsche bietet. Es ist der ganz normale tägliche Wahnsinn in einem trendigen Restaurant, den der Zuschauer mit Sämi miterleben darf.

Auf der Bühne anwesend ist Sämi: Er sitzt an einem Pult mit Telefon. Es klingelt alle paar Sekunden, der jeweilige externe Anrufer wird auf einer Leinwand eingeblendet. Die Anrufe von Lokalmitarbeitern werden auf einem anderen Bildschirm eingespielt. Es entsteht ein organisches, fast realistisches Kommunikationschaos, das den Zuschauer die Stresssituation von Sämi nachvollziehen lässt. Die ständigen Forderungen, die an Sämi gestellt werden, lassen den Zuschauer dankbar sein, nicht in seinen Schuhen zu stecken.

So soll Janet Jacksons Reservation für die Party of 5 nun auf lediglich 4 Personen umgebucht werden, da der liebe Bruder ja kürzlich verstorben ist. Karl Lagerfeld lässt seinen schwulen Assistenten Vasti einen Tisch für 15 Personen reservieren, mit der ausdrücklichen Bitte, eine nicht nur «östrogenfreie» Umgebung (Lagerfeld duldet keine weibliche Kellnerin) herzurichten, sondern ein «omniveganes» Essen zu planen – dies heisst so viel wie ein Essen ohne Fleisch, Milchprodukte, Gemüse und Soja, Salz und Zucker. Oder da ist die in der Badewanne liegende Frau Phfeiffer, die auf das akzentuierte H in ihrem Namen besteht, sowie Carole Haas-Meyer-Rotz, die Sämi mit ihrem Baslerdialekt und «einer Schnauze wie ein sabbernder Boxerhund» terrorisiert.

Hinzu kommt Margrit Kreienbühl, Bäuerin aus Süderen im Emmental, die für den Hochzeitstag mit ihrem Mann einen Tisch reservieren will, auf Grund eines Spots auf «Tele Ämmital». Genauso herzzerreissend komisch wie die Gäste sind auch die Privatanrufer, die Sämi bei der Arbeit aufhalten. So will sich Sämis italienischer Gemüsehändler-Papa nicht davon abbringen lassen, seinen Sohn an Weihnachten zu sehen. Oder Nick, Sämis selbstverliebter Schauspieler-«Freund», der ihm brühwarm seine «Erfolge» unter die Nase reibt, aber total froh ist über die «offene und professionelle» Übereinkunft zwischen ihnen. Dazu passend auch Sämis amerikanischer Castingagent Inka, der mit rotem Netzshirt mit Lederriemen eher teuflisch als himmlisch anmutet.

Nicht minder vielseitig sind auch die Restaurantangestellten: Steffi, die deutsche Kellnerin, deren nette aber durchaus offenkundige Dümmlichkeit der Effizienz nicht gerade förderlich ist; oder Jean-Claude, der französische Oberkellner, der sich mit pointierter Bösartigkeit nicht scheut, Sämi für ein kleines Ständchen vor Gästen, die der russischen Mafia angehören, zu bestechen.

Es ist ein schnelles telefonisches Kommen und Gehen, welches Sämi in Schach hält und ihm auch mal den Schweiss auf die Stirn treibt. Je nach Anruf wird bald klar, dass das Stück doch einen roten Faden hat und auch eine kleine Subgeschichte beinhaltet. Die Anrufe verweben Sämis Berufs- mit dem Privatleben, den beruflichen Frust mit Privatfrust. Doch bald lernt Sämi die Tricks des sozial-darwinistischen Umgangs von Fressen oder Gefressen werden, und schustert sich sein Happy-End.

Das Stück ist oberflächlich charmant. Wer mehr als seichte Unterhaltung sucht, wird hier nicht bedient. Für die komödiantische Umsetzung verdient «völlig ausgebucht» jedoch grosses Lob. Nicht nur ist das Stück unglaublich sauber koordiniert und routiniert umgesetzt, sondern zeugt auch von grosser Professionalität von Regie (Iuri Rigo), Schauspiel (Peter Denlo) und Maske (David von Graffenried). Nicht alle Figuren sind gleich komisch, jedoch sind alle Charaktere eigenständige Rollen, so dass man zuweilen vergisst, dass sich immer derselbe Schauspieler dahinter verbirgt. In nur 10 Drehtagen wurden die eingespielten Sequenzen mit nahezu 40 verschiedenen Rollen mit eigenem Stil aufgenommen. Hut ab für diese überaus viel Geschick und Empathie im Rollenstudium erfordernde Choreographie.

Im Maiers Theater, Zürich
Donnerstag, 20.1.2011, 20.30
Freitag, 21.1.2011, 20.30
Samstag, 22.1.2011, 20.30
Sonntag, 23.2.2011, 17.30
Donnerstag, 27.1.2011, 20.30
Freitag, 28.1.2011, 20.30
Samstag, 29.1.2011, 20.30
Sonntag, 30.1.2011, 17.30
www.maiers.ch

Im Käfigturm, Bern
Donnerstag, 17.3.2011
Samstag, 19.3.2011
Donnerstag, 7.4.2011
Freitag, 8.4.2011
Samstag, 9.4.2011
www.theater-am-kaefigturm.ch

SCHLACHTHAUS THEATER BERN

Vrenelis Gärtli

Von Belinda Meier Foto: Iko Freese

Der erfolgreiche Roman «Vrenelis Gärtli» des in Glarus aufgewachsenen Schriftstellers Tim Krohn wurde durch die Produktionsplattform theater konstellationen erfolgreich als Theaterstück auf die Bühne gebracht und eröffnet durch Spiel, Sprache, Klang und Musik ein Tor zu einer magischen und verträumten Welt.

Tim Krohn erzählt in «Vrenelis Gärtli», dem Nachfolgeroman von «Quatemberkinder» die fantastische und abenteuerliche Geschichte von Vreneli, diesem «Meitli» und besonderen Wesen der Glarner Bergwelt, das in einem Kosmos erdrückender Realität und fantastischer Zauberwelt grenzenloser Möglichkeiten aufwächst.

Sprache und Sage Krohns Markenzeichen, die Sprache, ist gespickt von glarnerdeutschen Ausdrücken. Sie ist identifikationsstiftend und macht die Welt von Vreneli unmittelbar und lokalisierbar. Der Stoff in «Vrenelis Gärtli» wie auch in «Quatemberkinder» sind Glarner Sagen und Mythen. Daraus hat Tim Krohn seine Figuren geschaffen. Vrenelisgärtli ist der Name des Schneefeldes auf dem Glärnisch, dem Heimberg der Glarner. Die Sage besagt, dass die Tochter eines mächtigen Berggeistes hoch oben auf dem Glärnisch im Verborgenen einst die schönsten Alpenblumen zog, bis schliesslich ein Student sie und ihren Garten entdeckte und eine verbotene Liebe ihren Lauf nahm.

Vrenelis Welt Vrenelis Mutter stirbt früh; ihrem Vater, dem Fessisbauer, wird deshalb der Pakt mit bösen Mächten nachgesagt. Die Leute wenden sich von ihnen ab und Vreneli wächst so fernab der Gesellschaft auf. Obschon es nicht der Pakt mit bösen Mächten ist, ist es wahrlich so, dass Vreneli ein besonderes Wesen ist. Sie ist ein Quatemberkind, das in einer sagen- und mythenumsponnenen Welt lebt, gleichzeitig aber auch ein ganz normales Leben auf der Alp führt. Ihr seltsames Wesen hat die Vriinä von ihrer Mutter. Auch sie war kein «richtiges Mäntsch». Auf dem Urnerboden erlernt Vreneli beim Bersiäneli, dieser von Gott zur Unsterblichkeit verdammten Sünderin, das Zauberhandwerk. Schon bald vermag sie sich in ein «Füchsli» zu verwandeln und «füchslet» so oft es geht über die Gletscher. Später rettet sie eine reiche Fabrikantentochter aus der Gefangenschaft eines bösen Hexers. Dieser, in Wut entbrannt, verfolgt die Vriinä seither ununterbrochen und bringt auch den Waisenknaben Melk, in den sie sich verliebt, in grosse Gefahr.

Viele Rollen – vier Schauspieler Regisseur Jonas Knecht und Dramaturgin Anita Augustin haben Tim Krohns «Vrenelis Gärtli» auf die Bühne gebracht. Das Stück wurde in Chur uraufgeführt, hat anschliessend in der Roten Fabrik in Zürich die Zuschauer begeistert, und nun auch die Berner im Schlachthaus Theater während dreier Abende verzaubert. Die SchauspielerInnen Eleni Haupt, Anja Tobler, Matthias Flückiger und Mathis Künzler übernehmen während der Inszenierung sowohl mehrere Rollen als auch abwechselnd die Erzählerstimme. Der Rollentausch erfolgt ganz unkompliziert am Bühnenrand. Ähnlich mühelos bewerkstelligen die Schauspielenden die Veränderungen des Bühnenbildes, indem sie selbst Hand anlegen und diesen Akt ins Spiel integrieren. Die multifunktionale, metallene Schrägwand (Bühnenbild: Brigit Kofmehl) erzeugt sowohl Gewitter als auch andere ohrenbetäubende Geräusche, und simuliert gleichzeitig die mächtige und vom Tal her auftürmende Glarner Bergwelt. In dieser engen Welt springt Vreneli als «Füchsli» auf und ab und hin und her. Das Schauspiel und Bühnenbild wird schliesslich von urchigen und teils seltsam anmutenden Klängen (Live-Musik: Anna Trauffer und Mathias Weibel) begleitet und eröffnet damit eine Welt, in der sich Realität, Traum, Magie, Mythos und Sage bestens vermischen.

Vreneli, Bersiäneli und der Tod Anja Toblers Verkörperung dieses verspielten, verschmitzten, mutigen und sturköpfigen Vrenelis ist vortrefflich. Ihre voller Aufregung dahingeratterte und immer schneller werdende Erzählung über ihre Flucht vor dem bösen Hexer erzeugt sowohl Dynamik als auch Spannung, und lässt die Zuschauerinnen und Zuschauer Vrenelis Abenteuer vor dem inneren Auge hautnah miterleben. Und wenn Anja Tobler nicht gerade über den Glarner Firn «füchslet», beweist sie auch in der Rolle eines eingesessenen und engstirnigen Bauers beim «Fyrabigbier» in der «Beiz» ihre schauspielerische Wandelbarkeit. Eleni Haupt in der Rolle des Bersiäneli überzeugt ebenso sehr. Diese lebensmüde Zauberin mit ihrer kauzigen Rasta-Mähne und ihrer derben Aussprache verbreitet sowohl Charme als auch Furcht. Ihr Begleiter in Schwarz, der Tod, wird von Mathis Künzler (Hauptdarsteller der deutschen Soap «Verliebt in Berlin») verkörpert und wirkt düster, leblos und apathisch. Seine Furcht erregende Mimik und die dämonenhaften Körperverrenkungen rufen ein Gemisch aus Ekel, Abscheu und Entzücken hervor. Spätestens beim gemeinsamen Tango von Bärsianeli und dem Tod, der so skurril daherkommt und ein grosses komisches Potenzial aufweist, überwiegt das Entzücken seitens des Betrachters vollständig.

Wie auch schon in früheren Stücken untersucht theater konstellationen auch in «Vrenelis Gärtli» den Begriff der Heimat auf spielerische Art und Weise. «Dieses Gefühl, oben auf einem Berggipfel zu hocken, müde vom Aufstieg», erklärt Regisseur Jonas Knecht, «bedeutet für mich ganz stark Heimat». In seiner Auffassung sei die Auseinandersetzung mit Heimat nicht an einen bestimmten Ort gebunden. Folglich könne man auch die Alpen als metaphorische Landschaft begreifen. Sein Fazit: «Auch der urbane Flachländler hat seine Alpen.»

Nächste Vorstellungen:
2.3., 3.3., 20.00h, Grabenhalle St. Gallen
17.3., 20.00h, Kurtheater Baden
Info: www.theater-konstellationen.net

Montag 28. Februar 18.30 h

Podiumsdiskussion im Kino Kunstmuseum, Bern

→ Wenn die Leinwände schwarz bleiben

Während die Berner Filmförderung bis zum Jahr 2013 auf über drei Millionen Franken aufgestockt werden soll, verschlechtert sich – nicht nur in Bern – die Situation der Kinos zusehends: Arthouse-Kinos schliessen und Programmkinos bangen um ihre Zukunft. Wenn die Leinwände schwarz bleiben, ist die Filmkultur als Ganzes gefährdet.

Es diskutieren: ***Veronica Schaller*** *Leiterin Abteilung Kulturelles, Stadt Bern* ***Anita Bernhard*** *Vorsteherin Amt für Kultur des Kantons Bern* ***Elisabeth Marti*** *Geschäftsführerin «Quinnie Cinémas», Vorstandsmitglied «Bern für den Film»* ***Peter Erismann*** *Präsident «Cinéville – Kino Kunstmuseum»* ***Elio Pellin*** *Moderation*

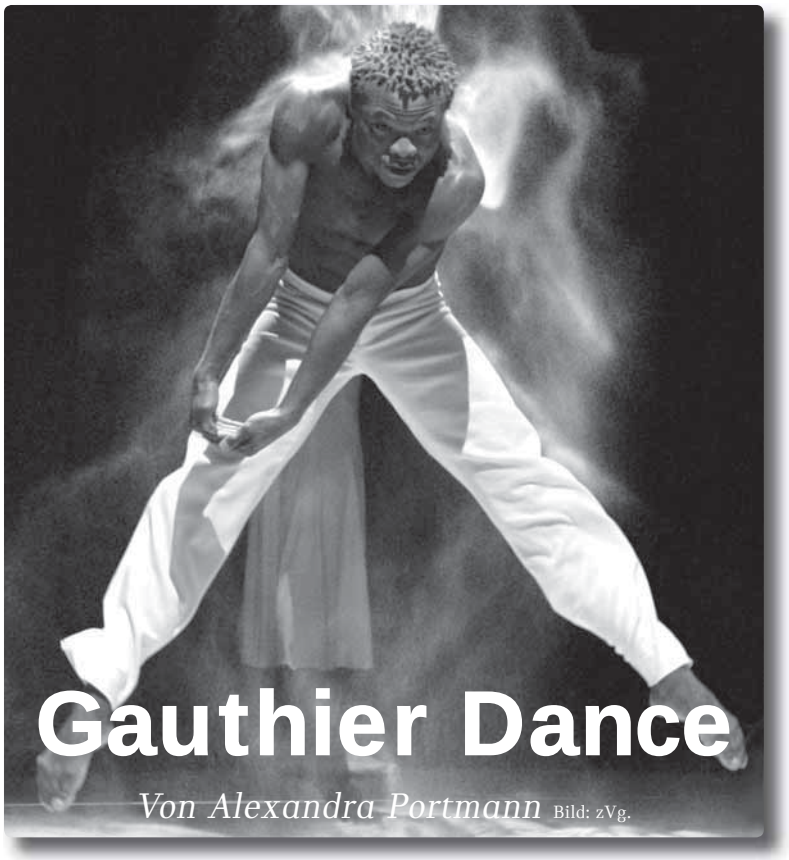
Eine gemeinsame Veranstaltung von «Bern für den Film», Kino Kunstmuseum und «Tour de Berne»

www. kinokunstmuseum.ch // www.tour-de-berne.be

TOUR 11 DE BERNE

KINO KUNSTMUSEUM

BERN FÜR DEN FILM
BERNE POUR LE CINEMA



Gauthier Dance

Von Alexandra Portmann Bild: zVg.

Gauthier Dance steht für eine Mischung aus Pop, Humor und klassischem Ballett. Die Dance Company des Stuttgarter Theaterhauses ist am 21. und 22. Februar 2011 im Stadttheater Schaffhausen zum ersten Mal in der Schweiz zu sehen.

Das junge, dynamische Ensemble, bestehend aus acht Tänzern, wurde vor drei Jahren vom kanadischen Choreographen, Tänzer und Musiker Eric Gauthier in Stuttgart gegründet. Mit ihren coolen und frechen Stücken hat sich die Truppe von Anfang an dem Erfolg verschrieben. Die erste Premiere von Gauthier Dance war im Januar 2008 mit «Six Pack». Die Performance ist eine Kombination aus sechs verschiedenen Kurzstücken, und war der Auftakt für das vielschichtige Schaffen der Company. Das Ensemble präsentiert nicht nur Werke von renommierten Choreographen wie William Forsythe, Paul Lightfoot und Itzik Galili, sondern sticht vor allem mit eigenen Stücken ins Auge. So ist «Air Guitar» eine Hommage des Choreographen an sein Lieblingsinstrument, und «Ballett 101» ein humorvoller «crash course» über die Grundlagen des klassischen Balletts. 2007 wurde Eric Gauthier beim 21. Wettbewerb für Choreografie in Hannover für «Ballett 101» sowohl mit dem Publikums- als auch dem Kritikerpreis ausgezeichnet. Die Themen von Gauthiers Stücken sind persönlich und sprechen in ihrer Direktheit ein breites Publikum an. So ist nicht ungewöhnlich, dass die Company in kürzester Zeit zu einer festen Grösse in der Stuttgarter Kulturszene geworden ist.

So vielseitig wie die Stücke des Choreografen, ist Eric Gauthier selbst. Er absolvierte in Kanada seine Ballettausbildung und wurde von Reid Andersson als Tänzer ans Stuttgarter Ballett eingeladen. Seit 1996 tanzte er eine Vielzahl von klassischen und neo-klassischen Rollen, und wurde 2002 zum Solisten des Stuttgarter Balletts ernannt. Neben seiner Tätigkeit als Tänzer gründete Gauthier nicht nur sein eigenes Ballettensemble, sondern auch eine eigene Band «Royal Tease», mit der er 2004 seine erste CD «Morning After Songs» veröffentlichte. Drei Jahre später folgte das zweite Album «Weak too Strong too Weak». Die Songs sind, passend zu seinen frechen Stücken, ein Mix aus Pop und solidem Rock.

Im Stadttheater Schaffhausen zeigt Gauthier Dance ein «Best of» der letzten drei Jahre. Eine ausgezeichnete Chance, das in der Schweiz noch unbekannte Ensemble kennenzulernen. Lassen sie sich überraschen!

Vorstellungen:
21., 22. Februar 2011 um 19.30 Uhr,
Stadttheater Schaffhausen
Um 18.30 jeweils Talk im Theater
24. Februar 2011 um 20. 00 Uhr,
Kurtheater Baden
Info: www.etopiadance.com
www.theaterhaus.com

INSOMNIA

AUF KUFEN TRÄUMEN

Von Eva Pfirter

Wenn man erwachsen wird, hört man aus unerklärlichen Gründen mit gewissen Dingen auf; ja, man vergisst gar, dass es sie gibt! Dazu gehört zum Beispiel Schlittschuhlaufen. Als würden geschliffene Kufen schlecht in ein seriöses Erwachsenenleben passen, verbannen wir die schönen weissen Schlittschuhe in den Kellerschrank, lassen die guten alten Rollschuhe verstauben und wagen es höchstens noch heimlich, auf dem phantastischen roten Plastik-Rennbob mit eingebautem Licht einen verschneiten Hügel herunterzuflitzen. Plötzlich sind wir gross und vernünftig und verbringen unsere Abende vor dem Computer, am Schreibtisch oder Wohnzimmertisch – fast immer sitzend und meistens mit ernsten Themen befasst. Wie erfrischend ist es da, wieder einmal Schlittschuhe anzuziehen, auf wackeligen Beinen über den blauen Filzteppich zu wanken, um dann unter der Schirmherrschaft von Helvetia das Glatteis auf dem Bundesplatz zu betreten. Welch wundervolle Atmosphäre: Schneeflocken wirbeln durch die Luft, der runde Mond blickt majestätisch auf die Nationalbank herab und aus den Lautsprechern erklingt ein Kuschelrock-Hit aus den guten alten 90ern: «I feel it in my fingers / I feel it in my toes / The love that's all around me / and so the feeling grows». Was gibt es Schöneres? Beim Rundendrehen mit Kindern, Teenagern und Junggebliebenen kann man endlich wieder einmal alles Staubige von sich abschütteln und fühlt sich wie vor 20 Jahren, als spielen alles war, woraus das Leben bestand. Anstatt immerzu denken zu müssen, kann man einfach einmal nur sein, sich von den rosa eingepackten Knirpsen mitreissen lassen und die herrlich kalte Winterluft in sich einsaugen. Es ist ein bisschen, als gälten auf dem Eis andere Regeln, als kehre die Romantik in unsere rationale Welt zurück: Coole Jungs werben elegant kurvend um Mädchen, und eine Prima Ballerina in goldener Daunenjacke dreht eine Pirouette. Man kann nicht anders, als glücklich sein: «It's written on the wind / it's everywhere I go / So if you really love me / come on and let it show». Der Frühling ist es zwar, der gemeinhin als romantischste Jahreszeit gilt. Doch jedes Jahr auf dem Berner Bundesplatz denke ich, dass nichts so zauberhaft ist, wie in leichtem Schneegestöber im Herzen Berns übers Eis zu gleiten und zu träumen.

Berner Heimspiel 2011

Ein Schrei aus stummen Leibern

Interview von Lukas Vogelsang mit dem Choreografen Marcel Leemann Bild: zVg.

Bereits zum 6. Mal findet in der Berner Dampfzentrale das Regio-Tanzfestival «Heimspiel» statt. Das Festival gibt Berner ChoreographInnen eine Plattform, ihr Schaffen in der Heimatstadt zu präsentieren. Bereits zu den erfahrensten Hasen gehört Marcel Leemann. Er ist zwar ursprünglich ein Zürcher, doch schon so lange in Bern am Werk, dass seine Spur im Berner Tanzschaffen überall zu finden ist.

Marcel, Deine neuste Produktion «3/2/1/Silence» spielt am 4., 5. und 6. Februar am Heimspiel Festival – nach meiner Rechnung ist es bereits deine 10. Produktion. Wie hast du dich in der ganzen Zeit weiterentwickelt? Was hat sich an dir in der Zwischenzeit elementar verändert?

Die Produktion beschränkt sich nicht mehr nur auf meine eigene Kompanie, die projektbezogen arbeitet. Ich habe auch verschiedenste Auftragsarbeiten von Theatern bekommen, wie auch Unterrichtsmöglichkeiten an Schulen, Universitäten und sonstigen Institutionen. Mein kulturelles Schaffen hat sich langsam aber stetig ausgedehnt, in Bern, in der Schweiz wie auch im Ausland.

Deine Company tritt unter dem Namen Marcel Leemann Physical Dance Theater auf. Was ist Physical Dance Theater – was ist das Grundkonzept?

Physical Dance Theater wird verwendet, um jede Art der Leistung, die Geschichten erzählt oder Drama verfolgt, primär und sekundär durch körperliche und geistige Mittel zu beschreiben.

Das Grundkonzept meiner Arbeitsweise kann man nicht festlegen. Es ist ein stetiges sich weiterentwickeln und sich mit neuen Umständen auseinadersetzen. Aus meiner Sicht lässt dies keine Grundkonzepte zu. Physical Dance Theater ist ganz einfach das, was ich sowieso schon tue. Der Begriff wird auch der Vielseitigkeit der verschiedenen Sparten gerecht, die ich in meine Arbeiten miteinzubeziehen versuche.

Wie hast du dir deine Company zusammengesetzt? Was muss man können oder wer muss man sein, um mit dir zusammenarbeiten zu dürfen?

Meine TänzerInnen sind unterschiedlichster Herkunft. Multikulturell, wie man so schön sagt. Sie haben auch völlig verschiedene Ausbildungen. Die meisten der Männer sind Spätzünder, das heisst, sie kamen erst über Umwege zum Tanzen. Die Frauen eher klassisch, mit Tanzausbildung. Doch ich habe immer ein engeres und persönliches Verhältnis zu meinen Leuten. Ich bin harmoniebedürftig im Arbeitsprozess, und baue mir da ein Umfeld, das im Kollektiv funktioniert, was mir sehr wichtig ist.

Woran arbeitet ihr mit dem neuen Stück? Kann man sich an etwas festhalten oder orientieren?

Festhalten kann man sich an uns, an den drei Tanzenden. Wir kreieren eine Grundstimmung, eine Energie die Inhalte zulässt. In «3/2/1/Silence» bin ich nicht nur als Choreograf, sondern auch als Tänzer auf der Bühne. Wir suchten zu dritt in Bezug auf die Bewegung nach Strukturen und Dimensionen, nach körperlichen und seelischen Zuständen. Die Sequenzen des Stückes sind einzelne Geschichten von drei Personen die aneinander arbeiten, sich verfehlen oder wieder eine Einheit bilden. Auch interessierte ich mich mehr für eine architektonische Ausrichtung meiner Tanzsprache, somit konnte ich dem gesellschaftspolitischen Ansatz einer Performance eine offen entspannte Plattform bieten, die sich im Probeprozess eigenständig entwickeln konnte.

Heimpiel 2011
Vom 4. bis 26. Februar können sie das Berner Tanzschaffen in der Dampfzentrale entdecken. Zu sehen sind: Marcel Leemann Physical Dance Theater, Lisa Jenny, Sebastian Matthias, Nathan Freyermuth & Gianna Grünig, Francesca Honegger, Peter Zumstein, Cynthia Gonzales Dance Theater, Daria Gusberti, Gabriela Haueter.

Du bist an den verschiedensten Orten bereits als Tänzer oder als Choreograf engagiert gewesen. Wie vergleichst du andere Städte mit Bern? Was wünschst du dir für den Tanzstandort Bern?

Der Tanz hat in den meisten Städten hart zu kämpfen. Es mangelt an Publikum. Wo ist das Publikum, wer will überhaupt sehen was da so produziert wird in einer Stadt, das sind die Fragen. Tanzstadt Bern: Ich denke es wäre ein gutes Ziel, mal auf Tanz zu setzen, die Schweiz ist klein und könnte sich besser vernetzen. Es gibt Bestrebungen in diese Richtung, wie zum Beispiel die kommenden Zeitgenössischen Schweizer Tanztage. Ich denke, Berner und Schweizer Tanzschaffende, Veranstalter, Geldgeber und Politiker müssten enger zusammen arbeiten und sich weniger am Ausland orientieren.

Was fällt dir beim Thema Fördergeld und Tanz in Bern ein? Ich habe erst gerade gesehen, dass Anna Huber als einzige Company für das Jahr 2010 einen Projektjahresbeitrag von 360'000 Franken vom Kanton Bern erhalten hat. Ist das ein realistisches Förderkonzept?

Mein Budget für «3/2/1/Silence» beträgt 39'000 Franken. Wir sind ein Team von sechs KünstlerInnen die ich bezahlen muss. Ich finanziere mich für meine eigene Produktionen über Eingaben bei der Stadt Bern, dem Kanton Bern und Pro Helvetia, oder wie in der kommenden Produktion, über einen Koproduktionsbeitrag der Dampfzentrale und sonstiger Geldgeber. Ich funktioniere wie ein Kleinunternehmen. Jegliche Auftragsarbeiten die ich mache kommen in einen Topf, in den des Vereins Marcel Leemann Physical Dance Theater. Da bin ich angestellt und beziehe meinen Lohn. Diesen Topf muss ich aber selbst am Kochen halten. Das ist anstrengend und manchmal auch ein wenig furchteinflössend. Existenzielle Ängste sind da schon mal ein Thema. Ich bin ziemlich gut organisiert und ein wenig arbeitswütig, deshalb funktioniere ich schon seit einigen Jahren und komme über die Runden. Ich bin froh, dass wir in Bern wenigstens eine Person haben, die einen Projektjahresvertrag hat. Gegenüber anderen Städten hinken wir da in Bern sehr hinterher. Realistisch für eine starke durchmischte Tanz-szene in Bern ist somit das Förderkonzept für Anna Huber noch nicht, aber auf einem ersten Stand und bestimmt diskussionswürdig.

Siehst du in der Kreativität der Berner Tanzszene ein nennenswertes Potential? Was zeichnet den Berner Tanz für dich aus? Gibt es Merkmale?

Roger Merguin – Co-Betriebsleitung Programm Tanz / Performance in der Dampfzentrale – hat in den letzten Jahren Vollgas gegeben für den Tanz in Bern. Ich finde, dass er kontinuierlich daran arbeitet, mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, Anerkennung für die Kunstsparte Tanz zu gewinnen. Ob man da jetzt künstlerisch nicht immer auf der selben Ebene steht wie Roger Merguin ist nicht so relevant, es ist ein stetiges Vorantreiben spürbar, das mir persönlich gefällt, das ich auch konsequent finde. Die Produktionen sind vielseitig, und das Angebot an Tanz in Bern hat sich enorm vergrössert. Roger Merguin hat auch mit dem Heimspiel, wo Berner Tanzschaffende eine Plattform haben, ein Gefäss geschaffen, welches eigentlich von anderen Häusern kopiert werden sollte. Es könnte ein Städtespiel daraus werden. Nun müssen wir, die Berner Tanzschaffenden, einfach dran bleiben und arbeiten. Ich nehme es mir nicht heraus, nennenswertes Potential in der Berner Tanzszene namentlich zu erwähnen. Nennenswert ist im Allgemeinen was angesagt ist. Doch in Bern wird nicht oft über Tanzvorstellungen von Berner Choreographen geschrieben, und somit kann vorläufig auch auf Berner Ebene nichts richtig angesagt sein.

Aus Deutschland habe ich mal gehört, dass der Schweizer Tanz nicht relevant für die Tanz-Szene Europa sei. Stimmt das aus deiner Sicht oder kannst du das dementieren? Immerhin hast du in der Schweiz mehr Erfahrung, als jene Person aus Deutschland, die mir das gesagt hatte...

Ich habe das Glück dass ich in Oldenburg am Staatstheater für den Nordwest Tanz ein abendfüllendes Stück für zehn Tänzer und drei Schauspieler machen kann im Oktober 2011. Es gibt viel zu viele gute Kompanien in der Schweiz die diese Aussage in Frage stellen. Die Schweiz ist ziemlich dicht bestückt mit Tanz und hat da einiges zu bieten. Doch wie schon angedeutet, wenn man in der Schweiz nicht richtig fördert was es an Produktionen gibt, und zeigt und spielt was an Schweizer Produktionen vorhanden ist, kommt auch das Ausland sich nichts ansehen. Ich habe oft das Gefühl, man will sich immer irgendwo anschliessen, doch ich fände es super wenn sich jemand uns anschliessen möchte, und es so zu Zusammenarbeiten kommen könnte zwischen verschiedenen Ländern und deren KünstlerInnen.

Was möchtest du als Choreograf mal erreichen? Gibt es ein Ziel, welches dir wichtig ist?

Ich denke, ich bin mir immer treu geblieben in den letzen Jahren, und habe mich so selbst nicht zu wichtig genommen, aber meine Arbeit schon. Ich arbeite am Spagat zwischen freischaffend und weiterhin an sogenannt etablierten Häusern Produktionen erarbeitend, wo ich immer wieder mit neuen Menschen und Umständen zu tun habe, die mich weiter vorantreiben. Wie es aussieht bin ich immer noch hungrig auf Tanz, auch wenn es steinig und hügelig voran geht, aber seit zweiundzwanzig Jahren geht es doch immer einen Schritt weiter.

Infos
www.dampfzentrale.ch
www.marcelleemann.ch

Lebenslauf Marcel Leemann
Geboren 1969 in Steinmauer Kanton Zürich. Mit 18 Jahren, nach einer abgeschlossenen Berufslehre als Zimmermann, absolvierte er eine Tanzausbildung an der John Cranko-Schule in Stuttgart und an der Schule des Ungarischen Staatsballetts in Budapest. Er tanzte in Rom, Budapest, Dresden, Luzern und Bern am Theater. Von 1992 bis 1996 unter der Leitung von Vladimir Derevianko an der Semperoper/ Dresden. 1996 bis 1999 tanzte er bei Richard Wherlock am Luzerner Theater. Während der Spielzeiten 1999 und 2003 war Marcel Leemann im Ballett-Ensemble des Stadttheaters Bern unter der Direktion von Félix Duméril. Hier, wie am Luzerner Theater, präsentierte er auch seine ersten eigenen Choreografien. Marcel Leemann wurde für den SIWIC 2001 als Choreograf ausgewählt. Seit 2003 ist Marcel Leemann freischaffender Choreograf, Tänzer, Tanz- und Theaterpädagoge. Auch ist Leemann in unzähligen Jugendproduktionen wie auch Tanzschulprojekten involviert, und gibt regelmässig Profitrainings und Workshops für Professionelle Tanzschaffende wie auch Laien. In enger Zusammenarbeit mit Schauspieldirektor Andreas Herrmann entstehen 2009 und 2010 am Luzerner Theater die Schauspielproduktionen «Woyzeck» und «Antigone» für das Schauspiel-Ensemble. Am Stadttheater St. Gallen (Direktor: Marco Santi) hat er für die Spielzeit 2010 «scenes for nothing», eine abendfüllende Kreation für die Tanzkompanie St. Gallen erarbeitet. 2011 wird Leemann für das Staatstheater Oldenburg ein neues abendfüllendes Projekt erarbeiten.

Das Marcel Leemann Physical Dance Theater gastiert mit seinen Stücken «100m²», «Meat Market», «Nebel Leben» und «Revolver» regelmässig bei Festivals im In- und Ausland.

Arbeitsort der Gruppe: Bern, gegründet 2005
Marcel Leemann Physical Dance Theater produziert emotionales und physisch anstrengendes Tanztheater. Leemanns Arbeiten sind unerwartet roh, leidenschaftlich, und auch humorvoll. Tanztheater, das herausfordert. Seine Arbeiten beruhen auf strukturierten Improvisationen mit der eigenen, klaren Tanztechnik Leemanns. Kollaborationen mit DJs, VJs, Komponisten und Schriftstellern runden die wieder erkennbaren Choreographien ab. MLPDT arbeitet mit einem festen Kern von exzellenten TänzerInnen.

Kulturpolitik im Dialog

4 Mal JA, leider einmal NEIN

Von Samuel Schwarz Bild: zVg.

Eines vorweg. Ich liebe das grundsätzliche Prinzip eines Stadttheaters. Es gibt nichts Schöneres und Besseres, wenn sich ein Gemeinwesen so etwas Grossartiges leistet. Ein Ort, an dem öffentlich nachgedacht wird, ausschweifend, ausufernd. Aber es wird mir nie in den Kopf gehen, dass ein Stadttheater so organisiert sein muss, wie es in Bern organisiert war und weiterhin organisiert sein wird.

Meine Kritik am Stadttheater Bern war nie eine Grundsatzkritik am Prinzip des Stadttheaters. Meine Kritik war und ist immer eine Kritik an der unzeitgemässen Organisationsform des Stadttheaters, wie sie in Bern und in anderen Städten anzutreffen ist – die Kritik an einem Feudalsystem, das einem einzigen Menschen – dem CEO/Direktor – die Verwaltungsmacht über 37 Millionen Franken zuspricht – den Löwenanteil (über 60%) des ganzen kantonalen Kulturetats. Diese Organisationsstruktur von Konzert Theater Bern, die das Stimmvolk nun im Mai mittels der Subventionsverträge abnicken soll, ist zum Scheitern verurteilt. Deshalb ist dieser Subventionsvertrag abzulehnen. Die Angst, die natürlich in Theaterkreisen sofort geäussert wird, dass man sich dadurch mit der SVP ins gleiche Boot setzen könnte – sie ist zu ignorieren. Nur weil die SVP – nebst den manipulativen Unwahrheiten, die sie meiner Auffassung nach grösstenteils absondert – kulturpolitisch manchmal auch richtige Ansätze liefert – *Ja, Mike Eschmann, Regisseur von «Tell» mit Mike Müller sollte wirklich kein Geld vom Bund kriegen, Ja, Jimmy Hofer stellt die richtigen Fragen zum Stadttheater* – darf sich die Linke nicht mental vor unangenehmen Wahrheiten verschliessen, und immer reflexhaft voller Panik das Gegenteil von der SVP+ propagieren – nur weil der taugliche Ansatz halt von der SVP kommt. Damit schaden sich diese Linke und die Kulturschaffenden viel mehr, als wenn sie auch mal die wenigen Perlen der Wahrheit aus dem Miststock der SVP-Ideologie kramen würden. Meine Gründe für die Ablehnung dieses Subventionsvertrages sind alles andere als SVP-Gründe, sie sind begründet in dem weiterhin verfolgten Konzept des feudalen Herrschers über vier Sparten (Oper, Schauspiel, Ballett, BSO). Dieses Feudalsystem ist Grund für die seit Jahrzehnten andauernde Krise des Stadttheaters Berns. Dieses Feudalsystem ist Grund für das kulturpolitische Desaster in Luzern – *Salle katastrophable.* Dieses Feudalsystem ist auch schuld an dem 5 Millionen Defizit des Opernhauses Zürich. Wenn einer Person die Verfügungsmacht über zuviel Geld und Mitarbeiter gegeben wird, wird das diese Person und die ihr untergebenen Personen langfristig korrumpieren. Dadurch werden die internen hierarchischen Verkrampfungen den Betrieb dominieren (die jüngsten Querelen von Marc Adam mit seinem Schauspielchef sind ein passendes Beispiel). Die zielgerichtete Programmierung eines vielschichtig erfolgreichen Theaters wird so letztlich verunmöglicht. In grossen Städten, in denen verschiedene Stadttheater miteinander konkurrieren, sind solche Feudalsysteme vielleicht noch eher möglich. Aber überall dort, wo Generalintendanten der Stadttheater über mehr als 60% des ganzen Kulturetats verfügen – droht langfristig die finanzielle und künstlerische Katastrophe.

Aber ich will hier nicht einfach so politisieren, ohne auch meine grundsätzlich verkrampfte Haltung zum Themenkomplex Stadttheater Bern zu thematisieren. Ja, ich habe ein Problem mit diesem Haus. Und ein Bedürfnis, mich einzumischen, vielleicht nur, um zu merken, dass man nichts ändern kann. Dass die Machtverhältnisse in Bern auf ewig statisch bleiben. SP-Regierung hin oder her. Regieren tun die Besitzverhältnisse, der Adel eines alteingesessen

Bürgertums, das sich gerne auch SP-Tarnfarben überzieht – und seine Interessen und die Interessen seines geigenspielenden Nachwuchses ohne wenn und aber durchsetzt.

Meine Beziehung zum Stadttheater Bern ist seit Jahrzehnten statisch. Verkrampft. Verknorzt. Geht das nur mir so? Oder zeigen sich bei mir nur Symptome einer allgemeinen Krise, der Haltung des Bürgers zu diesem Haus?

Als Gymnasiast war ich ein paar Mal im Stadttheater. Schwache Erinnerungen. Welches Stück? All diese lähmend langweiligen, quälend leblosen Erinnerungen. Ich konnte sie im Lauf meiner Theaterkarriere nicht revidieren, nein, sie wurden die ganze Zeit bestätigt. Meine Beziehung zum Stadttheater Bern ist statisch. Als wäre ich kein Theaterschaffender. Ich erkenne mich nicht wieder im Stadttheater Bern. Das Stadttheater Bern ist mir fremd, als wäre es die eine Confiserie, die viel zu süsses Gebäck herstellt.

Lukas Bärfuss schrieb im April 2003, im Leporellotext zu meiner «Clavigo»-Inszenierung am Schauspielhaus Bochum, eine Art Portrait über mich. Ich käme aus Bern, der Hauptstadt der Schweiz. Erstens solle ich mich aus Bern fernhalten, schrieb er. Diese Stadt sei für mich zu klein. Und zweitens solle ich mich fernhalten vom Stadttheater Bern, ja, ich solle unbedingt einen weiten Bogen um dieses Theater machen – dieses Theater sei so uncool, dass man bei diesem Theater als junger Mann – im Besitze von zwei Tickets – kein Mädchen, das mit einem mitkommen wolle, finden werde. Bärfuss – damals noch ein kinderloser, scharfzüngiger Hemmingway-Typ – gab mir so – über den Umweg eines Programm-Leporellos – einen Wink mit dem Zaunpfahl. Schwarz, mach alles! Aber mach es nur ja nicht am Stadttheater Bern. Ich fand das ja noch lustig, obschon es mit meinen konkreten Plänen in Widerspruch stand, ein kleines herziges Stücklein, das in Zürich entstanden war, eben an diesem Stadttheater als Gastspiel aufzuführen. Ich stand bereits in engen Verhandlungen mit der Dramaturgie – mit zwei Frauen, an deren Namen ich mich nicht erinnern kann, und deren Namen nachzugooglen mir grad sinnlos erscheint. Ich gebe es zu: Ich hatte handfeste finanzielle Interessen. Die kleine schnuckelige Aufführung – entstanden fast ohne Geld im kleinen Theater der Roten Fabrik – hätte so, über die fettere Stadttheatersubventionierung – *schätzungsweise 12 Mal eine Abendgage und regelmässig billiges Essen in der Betriebskantine* – leicht quersubventioniert werden können, und die Schauspieler und ich hätten für einen Monat Miete & Babynahrung leichter finanzieren können.

Die zwei Dramaturginnen am Stadttheater Bern fanden den Text von Bärfuss gar nicht lustig. Wenn ich so schlecht über das Stadttheater denken würde, schrieben sie, würde es auch keinen Sinn machen, dass ich mein Stück – egal, wie erfolgreich das in Zürich gelaufen sei und wie gut die Kritiken seien – am Stadttheater zeigen würde. Dass nicht ich diesen Text über mich geschrieben hatte, sondern ein an dem Stück nicht beteiligter Autor, spielte in den Augen der Dramaturginnen keine Rolle. Bärfuss – der mir ja nicht wirklich Steine in den Weg legen wollte – stellte das dann auch mit einem Schreiben ans Stadttheater klar. Dieser Text würde *seine* Meinung ausdrücken, nicht die meinige. Der Brief war wirkungslos. Der Chef hatte gesprochen (das war der andere – in der Ära vor Marc Adam). Und so wurde ich zum ersten Mal konfrontiert mit dem Phänomen der Sippenächtung und der stramm nach unten kommunizierten Befehlskette, die an biederen Stadttheatern wie jenem in Bern eben üblich ist. Die Akzeptanz der Hierarchiekette ist grundsätzlich wichtiger als die Qualität der gezeigten Arbeiten und Künstler. Die Aufführung wurde dann nach Berlin an ein renommiertes Festival eingeladen.

Diese Rechnung ging aber für mich persönlich trotzdem nicht auf. Trotz der Berliner Einladung. Und sie geht ganz sicher auch nicht auf für das Berner Theaterpublikum. Wenn Aufführungen, die von hier verwurzelten Kunstschaffenden kreiert worden sind und welche die Qualität haben, sich auch auf härterem deutschen Terrain durchzusetzen, diesem Berner Theaterpublikum vorenthalten werden, nur weil der Verdacht besteht, dass ein Künstler eine subversive Haltung gegenüber der betriebsinternen Hierarchie haben könnte, oder – wie in diesem Falle – ein Freund von diesem Künstler eine spöttische Zote über das Theater in einem Leporello veröffentlich hat – erfüllt so ein Haus seine Funktion nicht. Ein erfolgreiches Theater muss so organisiert und strukturiert sein, dass es die Offenheit hat, Widersprüche zu dulden, wie auch abweichende ideologische Positionen. Ein Theater ist kein Fussball-Event. Der Kraftstoff des Theaters ist der Widerspruch.

Warum erzähle ich das? Nur um mich aufzuspielen. Vielleicht.

16. September 2010. Das Publikum der 400asa Performance «La Cérémonie» – inklusive der Kritikerin der «Berner Zeitung» – schmeisst Eier an die Wände des Stadttheaters. Ein Banner hängt am Balkon des Stadttheaters, das auf die kurzfristige Besetzung des Stadttheaters durch die Gruppe 400asa hinweist. Die Polizei nimmt Personalien auf, aber weil die Rechtslage zu kompliziert ist – *nicht wir haben die Eier geschmissen, sondern das Publikum* – lässt sie ab von weiteren Schritten. Im Foyer treffe ich auf Marc Adam. Er freut sich zuerst über die Action, die Publicity garantiert – und ist auch happy darüber, dass ein Photograph anwesend ist. (Die erschreckende Nähe zum Primitiv-Boulevard hatte man ja an diesem Haus schon durch das Engagement von «Dschungelcamp»-Dirk Bach bewiesen, ganz ohne Sensibilitäten für Skandälchen ist man ja auch am Stadttheater Bern nicht gewesen). Kurze Zeit später aber wandelt sich Adams Freude wieder in Angst. Diese Eier-Aktion werde das Opernpublikum der Oper «WUT» zu sehr erschrecken. Wir sollen doch bitte davon lassen bei der nächsten Vorstellung. Später, bei der anschliessenden Premierenparty im schönen barocken Stadttheater-Foyer, kann ich endlich mal persönlich mit Marc Adam sprechen, nachdem ich ja bis jetzt nur über ihn lesen konnte. Er erweist sich als sehr charmanter Zeitgenosse. Es scheint sich fast so etwas wie ein echtes Gespräch anzubahnen. 2006 – nach seiner Wahl – hatte Marc Adam ja in einem Interview gesagt, er würde sich eine Zusammenarbeit mit mir und auch mit Meret Matter wünschen. Wir beiden hatten unsere Sporen ja an grossen Häusern in Deutschland und der Schweiz abverdient. Wir beide gelten auch als Berner Künstler, welche die Sensibilitäten der Berner gut kennen und regelmässig die Theater füllen mit unseren Arbeiten. So eine Regiearbeit von Matter und/oder mir – im grossen Haus – wäre durchaus eine sehr sichere Sache für so ein kleines Theater wie das Stadttheater Bern gewesen. Hauptstadttheater. Knallig, politisch und bunt. Fast wie an der Volksbühne Berlin.

Für mich – wie gesagt Ernährer von zwei Kindern – barg die Option, am Stadttheater Bern arbeiten zu können, durchaus auch eine wichtige finanzielle Perspektive. Arbeit, die es einem ermöglicht, am Abend zurück nach Hause zu können, ist sehr wichtig für einen Theaterschaffenden mit Familie. Immer nur nach Berlin/Hamburg/Bochum zu fahren ist unmöglich und lässt die familiäre Struktur langfristig zerbrechen – und endgültig nach Berlin auswandern will man eben nicht, erst recht nicht, wenn die Kinder eingeschult sind. *Und man lässt sich ungern vertreiben!* So interessierte es mich natürlich von Marc Adam einmal im persönlichen Gespräch zu erfahren, wieso es dann 2006 doch nicht geklappt hat mit der in der Zeitung angekündeten Zusammenarbeit mit dem Stadttheater.

Marc Adam meinte dann nur, ihm hätte eben dieser «Wilhelm Tell», den ich 2006 in St. Gallen gemacht habe, so gar nicht gefallen.

Auf das sagte ich nichts mehr. Ich wusste echt nicht, was ich darauf sagen sollte – ohne peinlich zu werden und damit anzufangen, von dem Erfolg meiner Inszenierung etc. etc. zu reden.

Das mache ich erst jetzt.

Dass dieser «Wilhelm Tell» – unabhängig, ob er Herrn Adam gefallen hat oder nicht – in St. Gallen die beste Publikumsauslastung einer Sprechtheater-Inszenierung hatte, die je in St. Gallen erreicht wurde – und dass der «Bund» damals die Inszenierung in einem sehr grossen Artikel als Inszenierung eines «Berner Regisseurs» gelobt hatte – nachdem die Aufführung wegen einer Leibacher/Tell Assoziation heftig skandalisiert worden war – spielte für Herrn Adam – trotz seiner Bekenntnisse, mit mir arbeiten zu wollen, keine Rolle. Der Erfolg meines «Tells» war darin begründet, dass ich den Amoklauf von Zug verbunden hatte mit der (gerade wieder höchst aktuellen) nationalistischen Wehr- und Waffenrhetorik einer bewaffneten SVP-Lobby – und diesen Wehrwillen in Verbindung brachte mit der paranoiden Grundstruktur von Schillers Stück und seiner Hauptfigur. Zudem rückte ich ins Zentrum, dass unter dem Einzelkämpfermythos von paranoiden Attentätern – wie Wilhelm Tell – am meisten die Kinder zu leiden haben. Der Erfolg dieser Inszenierung war genauso ein Erfolg der Interpretation des Tell-Sohns Walterli durch *Wanda Wylowa,* die zusammen mit 400asa das scharfe theatrale Denken in der freien Szene gelernt hatte. Die von der militanten Waffenlobby schwer befehdete Inszenierung – inklusive Morddrohungen an mich – ist inzwischen Schweizer Theatergeschichte geworden. Der Effekt dieser Inszenierung war kein Erfolg von Samuel Schwarz, es war der Effekt einer Stoffentwicklungstechnik der freien Szene, die sich sogar am biederen Stadttheater in St. Gallen gegen alle Widerstände durchgesetzt hatte. Den Qualitätskriterien von Marc Adam schien das aber nicht zu genügen. Ihn schienen weder die hohen Publikumszahlen meines Tells anzusprechen, noch die skandalisierende Wirkung, welche die Aufführung auf die rechtsextreme Waffenlobby gehabt hatte. Die möglichen Kompetenzen eines «Berner Theaterschaffenden» interessierten ihn nicht. Auch Meret Matter – die 2003 am Schauspielhaus Zürich einen der grössten Quotenhits der jüngeren Schauspielhausgeschichte lanciert hatte – auch mit einer Wilhelm-Tell Inszenierung – wurde nach 2005 nie angefragt, sondern ignoriert und geschnitten. Und warum? Unsere Kritik an dem Wahlverfahren des Intendanten, die Meret Matter und ich 2005 gegenüber Henri Huber geäussert hatten – dem Präsidenten des Verwaltungsrates –, reichte aus, um uns für das ganze System zu unerwünschten Personen zu machen. Die Machtfülle des Intendanten – Verwaltungsrats? – reichte bis herunter zu den Sub-Chefs.

Das Problem an Herr Adam ist aber nicht seine schwache Persönlichkeit, die ihm nun von seinen ehemaligen Unterstützern unterstellt wird, sondern die Organisationsstruktur, die diese schlechten Charakterzüge fördert und einfordert. Und bei der neuen Organisationsstruktur von Konzert Theater Bern wird das grundsätzliche Problem einer zu hohen Machtkonzentration auf einer Person sogar noch verschärft. Der CEO von Konzert Theater Bern hat neu vier Sparten unter sich.

20. Januar 2011. Sulgeneckstrasse 70. Ich führe ein persönliches Gespräch mit Anita Bernhard, Kulturchefin des Kantons Bern, und Marcel Cuttat, Mitarbeiter des Generalsekretariats und Delegierter der Erziehungsdirektion im Stiftungsrat des Stadttheaters. Marcel Cuttat meint, wie ich auf diese Strukturprobleme zu sprechen komme, ich würde da Sachen vermischen, die nicht zusammengehören. Und über die Struktur müsse man jetzt nicht mehr reden. Die Politik habe entschieden. Punkt.

Daraufhin meine ich, dass Präzisierungen von Seiten der Verantwortlichen bezüglich der kommenden Hierarche- und Organisationsform von Konzert Theater Bern für den Stimmbürger wichtig sein könnten. Vereinfacht gesagt: Zu was wird dieser Bürger JA sagen im Mai, wenn er den Subventionsvertrag für Konzert Theater Bern unterstützt und ein JA einlegt?

Zudem gäbe es auch noch ein paar Fragen, die man beantworten müsste.

Das wären Fragen wie: Wer zahlt die Renovationskosten von 45 Millionen, nachdem sehr viele Gemeinden sich weigern, sich daran zu beteiligen? (Im Moment tragen – soviel ich weiss – die armen und bildungsfernen Ostermundiger die Subvention mit – die reichen Muri-Gümliger aber beispielsweise nicht). Wer wählt den Schauspielchef? *(Ich würde beispielsweise gerne Schauspielchef werden. Gute Gage. Tolle Stadt. Gute Ideen in meinem Kopf. Viel internationale Erfahrung).* Wer wählt den Ballett-Chef? Wer verfügt über das Gesamt-Budget? Wie teuer soll dieser Opernbetrieb werden, der immer wieder defizitär arbeitet? Wird dieser Opernbetrieb reduziert zu Gunsten des Schauspieltheaters? Gibt es endlich wieder repräsentatives Schauspiel im grossen Haus zu sehen, oder muss man jetzt – um gutes Sprechtheater zu sehen – immer in die Turnhalle nach Köniz fahren? Wie sieht die Kooperation mit der (sehr erfolgreichen!) freien Szene Berns aus? Ja, wieso fliesst nicht mindestens eine Million mehr in die freie Szene? Wieso sollte die Konzert Theater Bern Institution mit ihrem ordentlichen Subventionsboden nicht dazu gezwungen werden, ein schlaueres Sponsoring-Konzept zu entwickeln, *in Zeiten der grossen Potentiale von «Events»?*

Die Beantwortung solcher Fragen interessiert die Berner Stimmbürger zwecks ihrer Parolenfassung für die Mai-Abstimmungen zu den Subventionsverträgen durchaus.

Herr Cuttat lächelt. Er glaube an die Kompetenz des neu zu wählenden Super-CEOs. Denn die Probleme der Vergangenheit seien keine Struktur- sondern personelle Probleme gewesen, begründet in der Schwäche des Intendanten.

Aber hallo.

Solange die Antworten so simpel ausfallen, sollte für jede/n auch nur halbwegs mit Hirn & Mumm ausgestattete/n Berner BürgerIn & erst recht Kunstschaffende/n – ob SVP- oder SP-lastig ist bei dieser Frage völlig egal – für die kommende Abstimmung gelten:

Kunstmuseum: JA
Zentrum Paul Klee: JA
Historisches Museum: JA
Dampfzentrale & Co: JA
Konzert Theater Bern: NEIN.

Es braucht Zeit zum Nachdenken. Ein kulturpolitisches Waterloo wäre im Moment eigentlich ziemlich gesund. Länger nachdenken. Nicht hetzen. Denn sonst fliegen bald nicht mehr nur Eier. Die Jugendunruhen in Zürich 1980 wurden auch initiiert durch die horrenden Renovationskosten am Opernhaus. Manchmal lohnt es sich aus der Geschichte zu lernen, auch im geschichtsunbewussten Bern.

● Wegen der bevorstehenden Abstimmung im Mai 2011 und der hier postulierten Parolen sei erwähnt, dass die Meinungen der AutorInnen nicht die Meinungen der Redaktion darstellen. Meinungsvielfalt dient dazu, sich ein eigenes Bild machen zu können. Diese Plattform wollen wir vom ensuite garantieren. Auch Ihre Meinung interessiert uns: **leserbrief@ensuite.ch**

Samuel Schwarz wurde geboren in Langnau i.E. Ausbildung zum Regisseur an der Schauspielakademie Zürich. Als Schauspieler Engagements bei den Brecht-Dramaturgen Benno Besson und Peter Palitzsch. Regiearbeiten als Regisseur u.a. am Schauspielhaus Bochum, Hamburg, Theater Basel, Maxim Gorki Theater, Staatstheater Maribor. 1999 Gründung der Gruppe 400asa, die seither mit unterschiedlichen Arbeiten nationale und internationale Resonanz erzeugt, u.a. mit den Aufführungen «Italienische Nacht», Lars von Triers «Medeää», «B. – ein Stück über Sport und Behinderung» und «Partyschreck 08», die alle an wichtige internationale Theater & Festivals im deutschprachigen Raum eingeladen wurden. 2010 inszeniert Samuel Schwarz mit 400asa als Teil des Kulturaustauschprojekts China 2010 in Peking eine Adaption von Claude Chabrols «La Céremonie». Seit 2006 mit der eigenen Firma Kamm(m)acher GmbH auch als Filmproduzent tätig.

THEATER

Klein, Kleiner, am Kleinsten und die Welt wird schön idyllisch

Von Fabienne Naegeli – Schauplatz International werden zu Modellbauern Bild: zVg.

Nach den riesigen Maskottchen in «Mascots» und «Mascots II – Sie kommen nicht zur Ruhe» wird Schauplatz International in ihrem neuen Stück «Sehnsucht nach Familie Krause» winzig klein und begibt sich in die Welt der Preiser Modellfiguren. Die Firma Preiser stellt seit 1949 im fränkischen Steinsfeld und auf Mauritius Tausende von realistisch aussehenden Menschen in Miniaturformat her, die in verschiedensten Lebenslagen, bei Freizeitaktivitäten, in diversen Berufen und Epochen gezeigt werden und unzählige idyllische Eisenbahnlandschaften, Architekturmodelle sowie Dioramen bevölkern. Die Preiser-Figürchen im Massstab H0 verkörpern eine bessere Welt voller Ruhe, Frieden und beruhigender Normalität. Jede Figur dieser utopischen Gesellschaft hat ihr Kostüm, ihre Pose und ihre Aufgabe. Alles ist festgelegt, übersichtlich angeordnet und wiegt sich in vollkommener Sicherheit und Sorglosigkeit. Ein Figuren-Set im Sortiment der Firma ist die in den 60er Jahren entstandene Familie Krause. Schauplatz International macht sich in «Sehnsucht nach Familie Krause» auf die Suche nach dieser Drei-Generationen-Familie und taucht so in eine Ideal-Welt ein, die gleichzeitig ein Abbild unserer Realität darstellen soll. Welche Möglichkeiten hat diese schöne, andere Welt und welche Sehnsüchte und Träume gehen dort in Erfüllung? Die 1999 gegründete, deutsch-schweizerische Gruppe besuchte den Familienbetrieb und den Schöpfer der Preiserleins, erforschte die Produktion der Modellfiguren, traf nach einigen Recherchen die Erfinderin der Krauses und versuchte selbst in den Preiser Modellbaukatalog zu gelangen. Doch welche Kleidung soll man tragen, wenn einem das ewige Leben geschenkt wird? Welche starre Haltung in dieser tödlichen Freeze-Position einnehmen? Wer sind wir als Künstlergruppe eigentlich und welches Potenzial steckt in diesem Innehalten? Diesen Fragen mussten sich Schauplatz International bei ihrem Versuch Unsterblichkeit, Objektivierung und ewiger Stillstand zu erlangen stellen. Im Stück, das ans diesjährige Figurenfestival in Erlangen eingeladen wurde, sitzen die Mitglieder von Schauplatz International um ein massstabsgetreues Raummodell, das von Videokameras umgeben ist, und schaffen gottgleich mit den scheinbar bühnenuntauglichen Minimenschen ein Paralleluniversum. Den Fall der Berliner Mauer, eine Begegnung mit der Grossmutter wie auch eine Indienreise und andere sehr persönliche Augenblicke aus dem Leben jedes Einzelnen der Gruppe werden erinnert, nachgestellt, eingefroren und schnappschussartig festgehalten. In der Aneinanderreihung dieser wichtigen Momentaufnahmen tauchen vermeintlich immer wieder irgendwo die Krauses auf. Weitere, im realen Theaterraum verteilte Kameras fangen wie für eine Überwachungsgesellschaft typisch das Publikum ein und lassen dieses dank moderner Schnitttechnik an der konstruierten Heile-Welt-Wirklichkeit teilhaben. Dabei löst sich langsam die Grenze zwischen Realität und Fiktion auf. Die tatsächlichen und nachgestellten Räume, Körper und Bilder verschmelzen verwirrend bis zur Unkenntlichkeit, und möglicherweise erfüllt sich die hoffnungslos anmutende Sehnsucht von Schauplatz International, auf der Suche nach der Normalität der echten Familie Krause zu begegnen.

SPIELDATEN

2. – 5. Februar 2011, 20:30 h
Schlachthaus Theater Bern
9. und 10. März 2011
Fabriktheater Zürich
24., 26., 27. März 2011
Kaserne Basel
Von und mit: Lars Studer, Albert Liebl, Anna-Lisa Ellend, Martin Bieri, Sascha Lara Bleuler, Juliane Brötzmann, Katja Grawinkel. Technik: Max Stelzl, Felix Grimm.
www.schauplatzinternational.net

Happy Birthday bee-flat

Von Guy Huracek Bild: zVg.

Der Konzertveranstalter bee-flat im PROGR Bern feiert im Februar seinen 10-jährigen Geburtstag. Der Programm-Verantwortliche, Christian Krebs, über Musikeinflüsse, freiwillige Mitarbeit und Unterschiede zu anderen Veranstaltern.

Im Februar 2001 hat der Konzertveranstalter bee-flat im Sous Le Pont der Reitschule Bern seinen Betrieb gestartet. Über 500 Veranstaltungen hat der Verein seither organisiert.

Wie schafft es bee-flat 10 Jahre so erfolgreich zu sein?

Wir haben bee-flat immer als ein Entwicklungsstück betrachtet, was ständig eine gewisse Dynamik in unseren Konzertbetrieb gebracht hat. Nie haben wir weiterreichende Perspektiven oder gar ein gemachtes Nest gehabt, d.h. wir konnten uns auch nie wirklich zurücklehnen. Die Existenz des Vereins bee-flat ist in den vergangenen Jahren immer wieder auf wackeligen Beinen gestanden. Wir sind also regelrecht dazu gezwungen worden, uns stetig den Neuerungen anzupassen. Lange Zeit gab es bei uns weder solide Organisationsstrukturen noch einen sicheren Spielort. Der Konzertbetrieb stützte sich über sechs Jahre hinweg zu 100% auf Freiwilligenarbeit. Unser Hab und Gut sind immer die Konzerte an und für sich gewesen, unser Publikum, sowie unsere aktiven und passiven Mitglieder, die bis heute das eigentliche Rückgrat des Vereins bilden.

Im Zentrum stand immer, ein ausgewogenes Programm aus den Bereichen Jazz, Weltmusik und Elektronik zu präsentieren. Nationale und regionale Bands finden bei uns ebenso Platz im Programm wie international bekannte Künstlerinnen und Künstler. Qualität, Aktualität und der Anspruch an eine gewisse «Dringlichkeit» sind die Selektionskriterien. Es gibt genügend Konzertangebote in der Stadt Bern – insbesondere im Bereich Jazz. Wir haben immer versucht, eine Ergänzung zu den bestehenden Angeboten zu finden.

Was unterschiedet bee-flat von anderen Veranstaltern?

Unsere Organisationsstrukturen. Nebst den heute knapp zweihundert Stellenprozenten in der Geschäftsleitung, helfen rund 140 Freiwillige tatkräftig mit, die zum Teil sehr aufwendigen Konzerte in der rudimentär eingerichteten Turnhalle umzusetzen. Die honey-bees tragen wesentlich zur Identität des Veranstalters bei. Laut Rückmeldungen geniessen die Musiker die persönliche und intime Stimmung der Konzerte ebenso wie das Publikum. Mit jedem Konzert haben wir eine andere, meist hoch motivierte Crew am Start, was uns viel Freude bereitet und Abwechslung in die routinemässigen Abläufe bringt. Die vielen guten Geister hinter den Kulissen helfen uns zudem auch, das Programm in breite Kreise der Berner Szene zu tragen. Eine Werbeleistung, die weder mit Newslettern, Programmflyers, noch Plakaten kompensiert werden kann.

Ein Jazzkonzert wird bei euch auch von jungen Menschen besucht. Wie geht das? Hat Jazz nicht eher eine älteres Publikum?

Es war immer unser Ziel, ein Konzertprogramm zu gestalten, das sich an ein junges, durchmischtes Publikum richtet. Zeitgenössischer Jazz ist ein weitläufiger Begriff, was wir auch programmatisch umgesetzt haben. Besonders in den Randbereichen des Jazz gibt es äusserst spannende Mischformen mit Einflüssen aus Elektronik, Avantgarde und Pop – Musik, die man unbedingt auch jüngeren Leuten zugänglich machen kann und soll.

Dazu gibt es bei uns jeden Monat auch Konzerte aus der Serie «World Women Voices».

Hier verschaffen wir den Stimmen der Frauen aus dem Weltsüden und den Oststaaten Gehör, was automatisch auch eine Öffnung des Publikums mit sich bringt. Mit «Songs & Chanson» widmen wir uns dem hierzulande äusserst populären Songwriting, und richten uns explizit an die jüngere Generation. Mit einer ausgewogenen Durchmischung der Konzerte aus den verschiedenen Gefässen erreichen wir ein entsprechend breites Publikumsspektrum – mit jungen und auch weiblichen Besuchern an den Jazzkonzerten. Nicht zuletzt sind es die vergünstigten Saisonpässe für Studierende und Musiker, die vermehrt auf grosses Interesse stossen. Als «bee-root»-Mitglied lässt man sich gerne auch mal auf musikalische Entdeckungsreisen ein.

Kann man bee-flat als Teil der alternativen Kulturszene verstehen?

Ein Programm mit Konzerten aus den Bereichen Jazz und World-Music hat automatisch auch alternativen Charakter. Was zudem unsere Herkunft, die Reitschule und unser aktuelles Zuhause, den PROGR anbelangt, stecken wir Mitten in der alternativen Kulturlandschaft der Stadt Bern. Die Konzerte profitieren auch vom urbanen Umfeld im und um den PROGR und leisten gleichzeitig einen anständigen Beitrag zur alternativen Berner Kulturszene.

Der Konzertveranstgalter bee-flat im PROGR Bern feiert seinen Geburtstag mit einem Jubiläumsprogramm. Dazu wurden einige der prägenden und markanteren Künstlerinnen und Künstler aus den letzten 10 Jahren nochmals eingeladen, auf der Bühne zu spielen.

Das Jubiläums-Programm im Februar:

2.2. Meshell Ndegeocello (USA)
6.2. Erik Truffaz Quartet feat. Anna Aaron (CH/France) - Album Release Tour
9.2. The Bad Plus (USA) / Album Release Tour
11.2. Gaudi (UK) / Album Release Tour
13.2. Ana Moura (Portugal)/Album Release Tour
16.2. - 20.2. Jazzwerkstatt Bern
23.2. Cibelle Solo (Brasil) / Album Release Tour
27.2. Colin Vallon Trio (CH) – ECM Album Release Concert

Infos: www.bee-flat.ch/programm

Der Königsweg ist das Ziel

Von Luca D'Alessandro Bild: CD-Cover

King Pepe, mit bürgerlichem Namen Simon Hari, ist die neue Krönung in der Berner Musikszene. Der 34-jährige selbsternannte Monarch hat sich zum Ziel gesetzt, die Liedermacherei aufzumischen. Gemeinsam mit seinen Untertanen, der King Pepe Band, hat er am 28. Januar seine ganz eigene Hofmusik in der CD «Tierpark» veröffentlicht.

Das Video zu King Pepes Single «Büssi» gibt es schon seit über zwei Monaten auf Youtube zu sehen und erfreut sich grosser Beliebtheit. Der Song zeigt den König in Unterhemd und mit Dreitagebart auf seinem Thron sitzend. Mit Stricknadel und Garn strickt er an einer Paillette herum. Ein paar Strophen später greift er zu Nadel und Faden und näht ein Stoffsäcklein, in das er Waffen aus Karton verpackt. Diese sind seinem Nebenbuhler gewidmet, der es auf seine Geliebte abgesehen hat: «Hey du Souhung, lah mis Büssi in Rueh», wettert er in einem umgangssprachlichen, rauen Berndeutsch, «du chasch vo wiitem luege, wes nid chasch lah si, aber wenn du ihm wosch ad Wösch gah, de verbrätschi di.»

Ist das Ganze nur Ironie und Veräppelung?

Nein. Die Figur des Königs ist zwar der Mantel der Aufmachung: die Verpackung sozusagen. Wer die CD Tierpark als Ganzes betrachtet, findet einen liebesbedürftigen Mann, der in sich hineingeht und Themen anspricht, die uns alle betreffen und bewegen. So gesehen, ist Pepe auch ein König der Herzen: Dann nämlich, wenn er über seine eigene Vergänglichkeit nachdenkt, sein Gefühlsleben seziert, oder unter dem Fenster seiner Angebeteten den Minnegesang anstimmt.

«Tierpark» ist eine CD, die es zu entdecken gilt, die in ihren Tiefen Themen verborgen hält, die uns alle zum Nachdenken bewegen. (ld)

King Pepe: Tierpark (Big Money Records / Der gesunde Menschenversand / Irascible)

Kultur im Dialog

Kritik – gepaart mit konstruktiven Gegenvorschlägen

Von Karl Schüpbach Bild: Ein Ohrstöppsel-Automat - gegen Berufskrankheiten / Foto: zVg.

Kaum hatte ich den Schlusspunkt hinter den Artikel gesetzt, der in der letzten Ausgabe unseres Kulturmagazins ensuite erschienen ist (vgl Januar 2011), befiel mich ein Unbehagen. Nein, in keinster Weise wegen des Inhaltes an sich, ich stehe voll hinter jedem Satz, hinter jedem Wort und hinter jedem Komma. Der Grund war vielmehr die Einsicht, dass – entgegen meinem Naturell – die Kritik nicht, oder zu wenig, von konstruktiven Gegenvorschlägen begleitet war. Dazu muss ich aber sogleich zwei Dinge einwenden: diese Gegenvorschläge sind sehr wohl zwischen den Zeilen herauszulesen. Weiter, seit vielen Jahren schreibe ich für ensuite. In unzähligen Artikeln habe ich dargelegt, welche Änderungen sich in der Förderung des Berner Symphonieorchesters (BSO) und des Stadttheaters Bern (STB) nach meiner Sichtweise aufdrängen, mehr als das! Wenn Sie also, liebe Leserinnen und Leser in den folgenden Ausführungen grosse Neuigkeiten erwarten sollten, so muss ich Sie enttäuschen: alles wurde schon gesagt in irgendeinem Zusammenhang ... nur gebracht hat es nichts. Der Entschluss, nochmals einen Artikel im Zusammenhang mit dem STB und dem BSO zu schreiben, war logisch und schnell gefasst. Dabei wird es im Folgenden unvermeidlich sein, Kritik zu wiederholen, ihr werden aber, immer paarweise, konstruktive Gegenvorschläge folgen. Ich spreche über die Strukturen, welche die Zusammenarbeit zwischen der Stiftung Berner Symphonieorchester und dem Orchester (die BSO und dem BSO) definieren. Später wird über das Arbeitsverhältnis BSO und STB die Rede sein. Vielleicht stellt sich die Frage, ob diese Gedankengänge kurz vor der geplanten Fusion überhaupt noch Sinn machen. Ich bejahe dies, weil die genaue Art und Weise dieser Zusammenführung nach wie vor in den Sternen geschrieben steht. Dazu kommt die traurige Voraussage, dass zwar Organigramme ändern werden, dass heute aktive Persönlichkeiten durch neue ersetzt werden. Wirklich Wesentliches wird sich nicht ändern. Um von tiefgreifenden Änderungen sprechen zu können, müsste im Falle BSO das Zusammenwirken zwischen BerufsmusikerInnen und Laien völlig neu geregelt werden. Die Zusammenarbeit mit dem STB: das Haus am Kornhausplatz muss in Bezug auf das Musiktheater seinen Platz finden zwischen Zürich Basel und Genf. Dazu ist eine völlige Unkrempelung des Spielplanes unumgänglich, es winkt das Ziel der Eroberung einer Marktlücke in der Schweiz. Über die beiden erwähnten Problemblöcke gibt es keine transparente gegen aussen geführte Diskussion, was die erwähnte Furcht vor dem Ausbleiben von Reformen, die diesen Namen auch wirklich verdienen, bekräftigt. Diese Stagnation und das Fehlen von kommunizierten Visionen, macht es legitim, die unmittelbare Zukunft mit Hilfe des Ist-Zustandes zu beurteilen. Noch ein Letztes: es mag überflüssig erscheinen, in die Zukunft gerichtete Ideen zu äussern, wenn die Meinungen zu Konzert Theater Bern (KTB) offenbar bereits gemacht sind. Erstens: der Ausgang der Abstimmung der Berner Stimmberechtigten über den Subventionsvertrag mit KTB ist offen, im Falle einer Ablehnung werden neue Diskussionen stattfinden müssen. Auch bei einer Annahme ist das Funktionieren des neuen Konstruktes keineswegs gegeben. Zweitens: ob nach 5 Jahren der Neuabschluss des Vertrages einfach durchgewinkt werden kann, ist ungewiss. Es könnte sich also durchaus als nützlich erweisen auf bereits vorhandene Ideen zurückgreifen zu können.

Kritik: die Strukturen zwischen der BSO und dem BSO Diese Strukturen sind eine einzige, schreiende Ungerechtigkeit. Da bestimmen Vertreter anderer Berufe, also Laien, in den entscheidenden Gremien über das Schicksal von Vertreterinnen und Vertretern eines

akademischen Berufsstandes, ohne das dies für sie selber die geringsten beruflichen Konsequenzen nach sich ziehen würde. Gerade darüber habe ich in mich in vielen Artikeln geäussert, und ich möchte mich hier nicht wiederholen, mit Ausnahme eines Beispiels: Herr Cyrill Haering, Kulturmanager, aber ein Laie, empfiehlt in seinem in Auftrag gegebenen Bericht, die Schliessung der Sparte Ballett und Einschränkung von Aktivitäten in der Oper und im Konzertbetrieb. Mit dem eingesparten Geld singt er das Hohelied einer Qualitätssteigerung! Jeder Dritt-Liga Fussball-Verein wird attestieren, dass das Herunterfahren von Aktivitäten unweigerlich eine Einbusse an Qualität mit sich bringen muss. Nicht genug der Respektlosigkeit gegen BerufskünstlerInnen: heute noch aktive Laien-Mitglieder von Gremien, die über die Zukunft der BerufsmusikerInnen des BSO bestimmen, bezeichnen diesen Unsinn als wertvolle Diskussionsgrundlage!

Wenn seitens der BSO in Anspruch genommen wird, die Laien im Stiftungsrat würden die Mitglieder des BSO nie und nimmer bevormunden, ist nicht einzusehen, warum die Statuten nicht einer modernen Realität angepasst werden.

Konstruktiver Gegenvorschlag In meinem letzten Artikel habe ich eine prominente Stimme einer völlig anders gearteten Struktur, als sie in Bern vorherrscht, zu Wort kommen lassen, den Geschäftsführer der Wiener Philharmoniker, ein damals aktives Orchestermitglied, und guter Kenner der Schweizerischen Orchester-Szene: «Ihr könnt unsere langjährige Tradition eines sich selbst verwaltenden Orchesters nicht von heute auf morgen übernehmen. Aber Euer System mit von Laien beherrschten Kommissionen hat keine Zukunft. Darum solltet Ihr lieber gestern als heute Änderungen an die Hand nehmen!» In der Tat: für die MusikerInnen des BSO anlässlich der Gründung der Institution KTB übergangslos eine Selbstbestimmung zu fordern, wäre naiv und weltfremd. Als gewaltigen Fortschritt würde ich es aber bezeichnen, wenn das Orchester, die neue Stiftung KTB und die Politik sich zu dem Grundsatzentscheid durchringen könnten, Gespräche über eine paritätische Besetzung der beschlussfassenden Gremien aufzunehmen. Wenn Herr Lauri, der Vorsitzende der vorbereitenden Kommission für die Gründung von KTB, in der kein einziger Künstler vertreten ist, am Podiumsgespräch vom 18. Januar im Berner Rathaus beteuert, Fachleute würden für die Entscheidungsfindung beigezogen, kann dies nicht befriedigen. Beigezogen werden heisst doch, mit beratender Stimme mit zu arbeiten, aber ohne Mitbestimmungsrecht!

Kritik: die Zusammenarbeit zwischen BSO und STB Provoziert und alarmiert durch die desolate Finanzlage des STB, zusammen mit eklatanten Führungsschwächen auf der Direktions-Ebene, hat die Politik die Fusion zwischen BSO und STB erzwungen. Herr Stadtpräsident, ich darf Ihre Haltung, die Sie von Anbeginn eingenommen und mehrfach in der Presse geäussert haben, mit einem Zitat aus dem Erlkönig umschreiben: «Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt», lies, der Finanzhahn wird zugedreht. Ob man es wahr haben will oder nicht, es ist legitim, dass die Politiker die Probleme einzig aus der Perspektive von Finanzen und Organisationen lösen wollen. Seit Jahrzehnten betreiben die Verantwortlichen in Bern, was den Spielplan anbelangt, eine Möchtegern Zürich, Basel und Genf Politik; anders ausgedrückt: von vereinzelten Ausnahmen abgesehen hat das Musiktheater in Bern, wie bereits oben erwähnt, seinen Platz in der Schweizerischen Opern-Szene bis zum heutigen Tag nicht gefunden. Es werden Opern aufgeführt, die in den drei Häusern angesichts des Platzangebotes im Orchesterraum problemlos aufgeführt werden können, in Bern aber, wegen des viel zu kleinen Orchestergrabens, in mehrerer Hinsicht in einem Fiasko enden müssen. Aus unzähligen möglichen Beispielen beschränke ich mich auf drei: «L'Amour des trois Oranges», «Die tote Stadt» und, für die nächste Spielzeit vorgesehen, «Der fliegende Holländer». Das Problem wird nicht richtig wahr genommen. Stellen Sie sich vor: die MusikerInnen müssen bei solchen Werken immer wieder Hörschutzpfropfen benützen, Schallwände aus Plastik müssen aufgestellt werden, was die ohnehin prekären Raumverhältnisse noch zusätzlich verschärft. Wen wundert es, dass die Mitglieder des Orchesters nach solchen Vorstellungen das Theater frustriert und aggressiv verlassen? Hier liegt ein grosser Konfliktstoff zwischen BSO und STB. Es würde der Bernischen Presse wohl anstehen, darüber einmal ausführlich zu berichten, und sich nicht nur auf die skandalösen Lohnunterschiede zu beschränken, wie in jüngster Zeit geschehen.

Konstruktiver Gegenvorschlag Noch einmal, und mit Nachdruck: Bern müsste sich zum Entschluss durchringen, innerhalb der Schweizerischen Opern-Szene eine Sonderstellung zu erobern, mit selten gespielten Werken, die in dem Orchestergraben adäquat aufgeführt werden können. Es gibt in der Geschichte des STB zwei vorerst völlig unbekannte Opern, die von Bern aus zu einem wahren Triumphzug in die ganze Welt aufbrachen: «Ascanio in Alba» von Mozart und «Moses» von Rossini. Natürlich kann sich ein Spielplan nicht nur auf solche Glücksfälle beschränken. Opern von Mozart, Verdi (nicht «Othello»), Rossini, Donizetti, eventuell auch Zeitgenössische Werke können in Bern ohne Probleme aufgeführt werden. Und die grosse Oper? Wer erinnert sich nicht an die grossartigen konzertanten Aufführungen von Opern des Welt-Repertoires im Casino-Saal unter der Leitung von Nello Santi und – es ist noch nicht lange her – unter der Stabführung von Dmitrij Kitajenko?

bso
berner
symphonie
orchester
16 Nationen - eine Sprache

Bewegung pur

Symphoniekonzert

Do, 03.02. | Fr, 04.02.11
19h30, Kultur-Casino Bern

Berner Symphonieorchester
Venzago MARIO VENZAGO Dirigent
Tokarew NIKOLAI TOKAREW Klavier

Liszt: «Totentanz», Paraphrase über «Dies Irae»
Liszt: Klavierkonzert Nr. 1 Es-Dur
Bruckner: Symphonie Nr. 6 A-Dur WAB 106

Karten: Bern Billett, Nägeligasse 1A, T: 031 329 52 52 | www.bernbillett.ch

Hörbeispiele & weitere Informationen unter:
www.bernorchester.ch

Einer der letzten Musikläden

Ein zäher Überlebender

Von Luca D'Alessandro Bild: Jürg Gester

Schallplatten- und CD-Geschäfte stecken in der Krise. Eine Bestandesaufnahme in Bern zeigt, dass die Detaillisten in den vergangenen fünf Jahren ihr Musiksortiment neu ausgerichtet, reduziert oder den Betrieb ganz eingestellt haben. Jüngstes Beispiel ist das Musikhaus Jecklin, das im Dezember seine Filiale im Splendid Palace schloss. Doch nicht alle lassen sich von der stagnierenden Nachfrage unterkriegen. Hansruedi «Roody» Bühlmann, Inhaber des Berner Jazz- und Bluesladens Be-Goode Records, beisst sich durch – und das seit zehn Jahren.

Ist Roody ein Träumer? Ein Idealist? «Vielleicht bin ich das», sagt er mit einem Augenzwinkern. Zehn Jahre schon führt er das Musikgeschäft Be-Goode Records im Herzen von Bern. Eine Zeit gezeichnet sowohl von glücklichen als auch von schweren Momenten. Besonders hart traf es ihn vor zwei Jahren, als in der Innenstadt die Tramgeleise neu verlegt wurden, und wegen der Baustelle der Zugang zu seinem Geschäft nur noch schwer möglich war. «Das ging mir ans Lebendige», sagt Roody, «noch heute leide ich an den schlechten Umsatzzahlen von damals». Trotzdem: Ans Aufhören denkt er nur ganz selten. «Ich brächte es nicht übers Herz. Einen Jazz- und Bluesladen zu führen, ist etwas Wunderbares, etwas das von meinem tiefsten Inneren kommt.»

Dass er seinem Job mit Herzblut nachgeht, zeigt Roody im täglichen Kontakt mit den Kunden. Er verfügt über ein breites Fachwissen, weiss über sein Sortiment bestens Bescheid und sollte eine CD nicht an Lager sein, bestellt er sie – wenn nötig auch in Übersee. Diesen Service schätzen nicht nur seine Berner Kunden, sondern auch jene, die eigens aus Basel oder Zürich anreisen.

Aus Bebop wurde Be-Goode Eröffnet hat Roody sein Geschäft 2001 in den Räumlichkeiten des ehemaligen Musikalienladens Bebop. «Damals war ich noch als Detailhändler in einem Musikgeschäft angestellt, als mir ein Freund berichtete, der Besitzer des Bebop habe sein Geschäft an den Nagel gehängt. Anfangs zögerte ich noch, doch schliesslich wagte ich den Schritt in die Selbständigkeit. Ein ziemliches Risiko, wenn man bedenkt, dass ich ein Musikgeschäft zu einer Zeit übernahm, in der sich in der Branche bereits ein Abwärtstrend abzeichnete.»

Und der Abwärtstrend hält bis heute an: Stetig sinken die Absatzzahlen physischer Tonträger, zumal die Musikkonsumenten je länger je mehr ihre Musik in digitaler Form von Online-Anbietern wie iTunes, ExLibris oder Amazon beziehen. Dagegen kann Roody nicht ankommen. Zwar hat er auf seiner Website einen e-Shop eingerichtet, doch verkauft er über diesen Kanal nur selten etwas. Das stört ihn auch nicht, denn «meine Stärke ist die Präsenz vor Ort. Die Leute kommen in meinen Laden, stöbern herum, nehmen die CDs und LPs in die Hand... They get in touch with the music!»

Gutes Verhältnis zur Konkurrenz Roodys Sortiment ist auf Jazz, Blues, Rock und World ausgerichtet. Klassik und Heavy Metal führt er nicht – bewusst. «Wenn du in der Branche überleben willst, musst du dich spezialisieren». Dies ist mitunter ein Grund, weshalb Roody mit seinen Mitbewerbern nicht im Konkurrenzverhältnis steht. «Das Gegenteil ist der Fall: Wenn jemand eine spezielle Klassik-CD sucht, leite ich ihn direkt zu Krompholz weiter. Ebenso wenn jemand eine Hardrock-Spezialität verlangt, empfehle ich Rockaway Beach oder Chop Records. Sie wiederum schicken jene Kunden zu mir, die ein Jazzanliegen haben. Dieser Austausch funktioniert sehr gut. Das merken auch die Kunden, die vermutlich gerade deshalb gerne in Bern Musik einkaufen.»

Jubiläumsfeier im März Zehn Jahre hat Roody also hinter sich gebracht, nun läutet er das nächste Jahrzehnt ein. Mit einer Fete am 5. März will er das Jubiläum begiessen. Das Rahmenprogramm wird von diversen Liveacts gestaltet: Der Liedermacher Stefan Heimoz, das Peter Friedli Jazz Trio und der Sänger Bernard Miraval haben sich angekündigt. Begleitet wird der Anlass vom Berner Kulturradio RaBe, das die Konzerte und die Stimmung live überträgt.

Info: www.be-goode-records.ch

Szene

The Faranas

Von Ruth Kofmel Bild: zVg.

Es bliebe zu beweisen, dass in Bern überdurchschnittlich viele gute Musiker unterwegs sind. Auffällig ist jedenfalls, dass Journalisten aus anderen Städten dieses Thema immer mal wieder aufgreifen und über die Berner Musikszene nachdenken. Ich würde ohne Umschweife dafür sprechen, dass in Bern sehr oft neue, hochkarätige Bands zu Stande kommen, die sich in allen Stilrichtungen finden lassen, wie zum Beispiel im Afro-Beat. «The Faranas» sind die ehemaligen Felas, die 2003 für ein einziges Konzert zusammengekommen sind. Es war dieser wahnsinnsheisse Sommer, und einer hatte die Idee, zu Ehren Fela Kutis ein Konzert zu geben – Afrika – in diesem Sommer lag das auf der Hand. Was nicht vorhersehbar war: das Konzert wurde eines der unvergesslichen und die zusammengewürfelte Gruppe traf sich immer mal wieder, um zusammen Gigs zu spielen. Anfangs fungierten sie als Cover-Band, die Stücke von Fela Kuti und anderen prominenten Vertretern des Afro-Beat spielte. Mit der Zeit wuchs der Wunsch nach eigenem Material, und da «The Faranas» aus einem Haufen ausgezeichneter Berner Musiker besteht, schrieben sie dieses auch gleich selbst. Jan Galega Brönnimann und Adrien Oggier, die beide seit den Anfängen dabei sind, erzählen, wie sie es fertig gebracht haben, trotz dem eher basisdemokratischen Grundprinzip ihrer Band, wo jeder und jede Eigenes einbringen kann, die Stücke für ihre erste Platte «Who are you» einzuspielen. Jeder Song hat zwar so etwas wie einen Erziehungsberechtigten, der sich schlussendlich dafür verantwortlich zeigt, wie das Endergebnis klingen soll, alles davor ist ein offener Prozess, wo sich die eingegebenen Ideen erst einmal vor der ganzen Gruppe behaupten müssen, um zu ihrem endgültigen Format heranzuwachsen. Sie staunen beide, dass es möglich ist, so viele verschiedene musikalische Hintergründe zu einem Ganzen zu verschmelzen. Grund dafür sei der gegenseitigen Respekt, und, dass man die eingebrachten Ideen zu Songs wachsen sehen will. Es habe natürlich auch damit zu tun, dass die gemeinsame Basis, der gemeinsame Nenner ein starkes Fundament biete: Afrikanische Musik sei jedem, der Jazz, Soul oder Funk spiele als Ursprung dieser Stilrichtungen vertraut.

Dass ein Grossteil der Musiker aus der Jazz-Ecke kommt, hört man selbstverständlich. Das kann man bemängeln; verglichen mit manchen Vertretern der Afro-Beat-Szene sind sie sehr präzise, klingen sie oft eher europäisch-amerikanisch als afrikanisch, das vor allem in manchen improvisierten Solis. Aber man kann das auch mögen, und die Ohren in dieser Präzision, in diesen bekannten Schemen entspannt öffnen, um sich, ohne befremdet zu sein, mit Klängen füttern zu lassen, die einem vielleicht sonst schwieriger zugänglich wären.

An der Plattentaufe liefern sie jedenfalls ein beeindruckendes Konzert ab, wo jeder Ton an der richtigen Stelle sitzt – der anspruchsvolle Jazz-Hörer ist genau so im Publikum vertreten, wie das eben aus Afrika zurückgekehrte Rastamädchen – und sie kommen alle auf ihre Kosten. Heimlicher Star der Combo ist eindeutig der Senegalese Mory Samb, wie man an den Publikumsreaktionen unschwer erkennen kann. Sein Vater, ein berühmter Griot-Sänger, hat ihm das Handwerk beigebracht, und ihm macht es nun offensichtlich eine enorme Freude, mit diesen neun Bernern seine Tradition neu zu interpretieren. Er sagt auch im Interview, dass es sein grösster Wunsch wäre, mit all diesen Leuten zusammenzuwohnen und den ganzen Tag Musik zu machen – man fragt sich, was da eigentlich dagegen spricht. Im Interview erzählt er davon, wie komplex die Senegalesische Musik sei und wie sie Einflüsse aus aller Welt in sich aufnehme. Er beschreibt, wie sein Vater vor dem Radio sass und gehörte Melodien in seine Lieder einfliessen liess. Dem Sohn eines Griot-Sängers muss man natürlich auch die Frage nach dem Inhalt seiner Lieder stellen. Die Griots sind die Hüter der oralen Geschichtsschreibung in West-Afrika, ein wichtiger Teil der Kultur und Identität, früher waren die Griots, so erzäht Mory Samb, die Einzigen, die überhaupt Musik spielen durften, das lässt erahnen, wie hoch der Stellenwert von Musikern in Afrika war und wohl bis heute noch ist. Wir drei Europäer sitzen jedenfalls auf unseren Stühlen und warten nun darauf, dass wir eine bündige und in sich geschlossene Zusammenfassung von einer Geschichte hören. Nach einer viertel Stunde ist Mory Samb in seiner Erzählung vielleicht zum dritten Mal beim Sohn des Bruders des Vaters vorbei gekommen, dessen Namen er kurzfrisitg auch vergessen hat, es gibt da irgend eine Vorhersage, die Geschichte schweift immer wieder zurück zu ihrem Anfang, um dann in eine völlig andere Richtung wegzumäandern, Krieg, Ahnenfolgen, Macht, Friede sind die Schlagworte und die Geschichte, so scheint mir, entsteht im Moment, ohne mir nachvollziehbare Struktur, aber es ist ganz klar, um was es geht, und ich denke: so ist wohl auch die Musik, sie dreht sich im Kreis, geht mal in die Richtung, dann in eine Andere, findet ein Ende, das der Anfang von der nächsten Episode ist und so weiter. Am liebsten würde ich die Band nach einer langen und intensiven Konzertserie noch einmal hören, wenn sich die jetzt noch klaren Strukturen wieder in offene, mäandernde Formen verändert haben, wenn sie durch das viele zusammen spielen vielleicht da angekommen sind, wo sich Mory Samb schon wünscht zu sein, wenn er davon spricht, nichts lieber zu wollen, als den ganzen Tag zusammen Musik zu machen.

The Faranas sind:
Rich Fonje vocals Mory Samb vocals, percussion Adrien Oggier trumpet, percussion, kalimba Daniel «Bean» Bohnenblust alto sax, sopran sax, clavinet Jan Galega Brönimann tenor sax, sopran sax Lisette Wyss bariton sax Bernhard Häberlin guitar Dominik Alig vibraphon, percussion Tonee Schiavano e-bass Fabian Bürgi drums

bee-flat

KONZERTE
IM PROGR

10 bee-flat Jahre

Jazz, Weltmusik, neues Songwriting und Elektronik:
Live-Musik in der Turnhalle des PROGR Bern – jeden Mittwoch und jeden Sonntag.

10 JAHRE BEE-FLAT – JUBILÄUMSMONAT

02.02.11 MESHELL NDEGEOCELLO (USA)
CONTEMPORARY BLACK MUSIC

06.02.11 ERIK TRUFFAZ QUARTET (CH/F)
JAZZ GOES ELECTRO-FOLK

09.02.11 THE BAD PLUS (USA)
POWER JAZZ

11.02.11 FREITAGNACHT: GAUDI (UK)
SUPPORT: DJ SILENCE

13.02.11 ANA MOURA (PORTUGAL)
FADO

16.02.11 - 20.02.11 JAZZWERKSTATT BERN

23.02.11 CIBELLE SOLO (BRASIL)
TROPICAL PUNK CABARET

27.02.11 COLIN VALLON TRIO (CH)
NEW TRIO JAZZ

Konzertort: Turnhalle im PROGR
Speichergasse 4
3011 Bern

Programminfos: www.bee-flat.ch

Vorverkauf/Tickets:
www.starticket.ch
www.petzitickets.ch
OLMO Ticket,
Zeughausgasse 14, 3011 Bern

Ruedi Geiser:
«KalberMatten bringt die Nöte unseres Lebens in Kürze gefasst auf den Punkt.»

edition ■ ensuite
ISBN 978-3-9523061-2-3
www.edition.ensuite.ch

Sparen Sie nie bei der Werbung!

Lieber beim Druck.

99.–
500 Exemplare
Karten/Flyer A6

DruckEinfach.ch

Einfach sparen.

Grosses Kino

Serienwahn I

Von Morgane A. Ghilardi – Von der Welt der amerikanischen TV-Serien. Bild: zVg.

Im Land des amerikanischen Fernsehens und Films gab es einst eine feste Ordnung, eine Hierarchie. Wer im Hollywood-Himmel der A-Stars landen wollte, musste sich oft zuerst einmal durch die Hölle der Serien und Fernsehfilme kämpfen. Entweder hatte man Glück, wurde entdeckt und durfte zur Leinwand übergehen, oder man blieb im Fegefeuer des TV stecken und wurde nie mehr als ein Verdächtiger bei «CSI» oder der bald tote Sheriff in einem schlechten Horrorstreifen.

Paradebeispiele für Erfolgsmenschen, die ihre ersten Auftritte im TV hatten, aber jetzt als ganz grosse Nummern gelten, sind z.B. George Clooney, ehemaliger Notfallarzt bei «Emergency Room», und Katherine Heigl, einstig verwirrte Chirurgin in «Grey's Anatomy». Der eine wurde zum graumähnigen Charmebolzen, der die weiblichen Fans mit seinem Nespresso-Grinsen verhext, und die andere darf romantische Komödien mit den männlichen Grössen Hollywoods drehen.

Doch während diese Dynamik noch immer besteht, hat sich die kosmische Ordnung des gefilmten Schauspiels doch irgendwie verändert. Wie in einem früheren Artikel schon einmal betont (Nr. 84, Gutes Genrekino? Im TV!), bietet das Fernsehen dank beeindruckenden Fortschritten in den letzten Jahren Genreunterhaltung, welche dem Kino qualitativ gleichkommt wenn es das selbe nicht übertrifft. Wird mehr Geld investiert oder lässt die heutige Technik einfach zu, dass auch TV-Produzenten fantasievollere Projekte mit kleinerem Budget umsetzen können? Doch die wichtigere Frage ist: Lockt diese Entwicklung die grossen Talente? Schauspieler aus den höheren Ligen auf einmal wieder zum TV zurückkehren?

Kiefer Sutherland wurde Jack Bauer in «24», Oscar-Preisträgerin Anna Paquin wurde Sookie Stackhouse in «True Blood» (2008), Jospeh Fiennes wurde Mark Benford in «FlashForward», und Glen Close wurde die eiskalte Particia Hewes in «Damages».

Von der Leinwand auf den Bildschirm – wieso? Dieser Übergang war früher die Folge einer schnell abstürzenden Hollywoodkarriere. So lässt Alec Baldwins Engagement bei «30Rock» eigentlich darauf schliessen, dass seine Laufbahn ihre besten Tage hinter sich hat. Oder? Diese Logik scheint nicht mehr zu funktionieren. Der Wechsel scheint keinen Verlust an Prestige mehr zu bedeuten, wie man eigentlich erwarten würde. Ein TV-Star geniesst im öffentlichen Auge schon fast so viel Glanz und Ruhm wie die Stars der A-Liste. Ist dies ein Ergebnis der qualitativ interessanteren Produktionen, oder entstehen diese nur, weil die Hollywoodstars dem TV wieder einen Glanz verliehen haben?

Was garantiert mit ihrem Erfolg zusammenhängt, ist die Präsenz, welche das TV bietet. Anstatt sich (wenn's gut kommt) einmal im Jahr in einem Blockbuster anhimmeln zu lassen, sind TV-Stars eine Konstante im Wohnzimmer. Die gespielten Rollen wachsen dem Publikum ans Herz, sei es durch ihren Charme, ihre Boshaftigkeit oder ihre Schönheit. Die Gefahr, welche die grossen, prägenden Rollen im TV immer mit sich bringen, ist jedoch, dass diese Rollen zum Teil nicht mehr abzuschütteln sind. Wird Donald Sutherlands Sohnemann je jemand anderes sein können, als Jack Bauer? Man darf hoffen.

Eigentlich wird die TV-Kino-Beziehung besonders kompliziert, wenn man daran denkt, wie viele Serien selbst den Sprung auf die Leinwand wagen. «Star Trek» kennt den Trick schon lange und solange man damit noch Geld machen kann, wird die Tradition auch weitergeführt. In der letzten Dekade waren es aber eher unerwartete Erfolge wie «The Simpsons Movie» (2007), die ihre Fangemeinschaft ins Kino gelockt haben. «Sex and the City – The Movie» (2008) sollte zehn Jahre nach dem Beginn der Serie von Home Box Office (HBO) einen würdigen Abschluss für die weltweite Hitserie darstellen. Die Erfolgsserie «Entourage» hat ein Jahr später denselben Trick vollbracht. Momentan spricht man auch über einen möglichen «True Blood»-Film, welcher auf die vierte Staffel folgen soll.

Diese neuen Formeln von Prestige und Ruhm im TV kann man drehen und wenden wie man will: der gemeinsame Faktor bleibt das Geld. Ob man mit einer Serie mehr Geld macht, weil ein Hollywoodstar drin ist, oder ob die Stars mehr Geld machen, wenn sie zum kleineren Bildformat wechseln – das Konzept bleibt das gleiche. Und wenn TV-Produzenten ihre Serien auch noch ins Kino zwingen, dann hat das auch mehr mit der bestimmt gut zahlenden und treuen Fangemeinschaft zu tun, als mit künstlerischen Aspirationen.

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

«Geld ist mir wichtig. Geld bedeutet Schuhe», sagte – etwas verkürzt – «Deutschlands berühmteste TV-Blondine» Sonya Kraus kürzlich im grossen «Blick»-Interview. Welche universelle Wahrheit hier aus dem Munde der Moderatorin von «Talk,Talk,Talk» spricht! Obwohl bei näherem hinsehen, Pardon: nachdenken, durchaus Zweifel angebracht sind, ob Kraus mit ihrer Aussage dasselbe gemeint haben könnte, wie wenn eine Markthändlerin in Somalia diese Worte gesprochen hätte. Aber egal. Denn sie hätte das natürlich nie so gesagt, die Markthändlerin. Ihre Worte währen gewesen: «Geld ist mir wichtig. Geld bedeutet, ich kann meine Kinder ernähren». Aber eben. Alles nur eine Frage des Standpunktes.

Apropos Standpunkt. Der «Spiegel» liebt es, aber auch andere Revolverblätter üben sich in der simplen Kunst der Diffamierungskampagnen. Und wirklich: einfacher geht es nicht, das beweist uns mit schöner Regelmässigkeit der «Blick». So begann es Ende Januar mit einer simplen Schlagzeile: «Im Aargau fressen sie Büssis». Mehr brauchte es nicht, um eine Lawine empörter, schockierter, ja besorgter BürgerInnen auf den Plan zu rufen.

Schon Tags darauf ging es deshalb weiter mit dem Titel «die Angst vor dem Katzenmörder» und O-Tönen aus der Bevölkerung wie: «Büssis essen klingt für mich einfach krank. Die Tiere können sich nicht wehren». Aha. Was auf dieses Niveau folgte, darf sich dann jeder selbst ausdenken: Die lokalen chinesischen Restaurants wurden aufgelistet, eine Facebook-Gruppe «Jagt-die-Büssi-Fresser-und-geht-ihnen-an-die-Gurgel» gegründet, der «Blick»-Chef rieb sich darauf hämisch grinsend die blutbesudelten Hände und trieb seine Schreiberlinge zu immer mehr an, bis diese erschöpft aufgaben und sich fortan dem Schreiben von Kindermärchen widmen. Oder waren es Drehbücher für Splatter-Filme? Egal. Auch das wieder nur eine Frage des Standpunktes.

Oh, und nicht zu vergessen: In den Nachwehen der Affäre Büssimörder lancierte die SVP erfolgreich eine Initiative, die für Katzenfresser lebenslanges Exil auf dem französischen Mururoa-Atoll fordern – denn mit der extremen Rechten Frankreichs verstehen sie sich gerade so gut. Und da die Rechten sowieso bei den nächsten Wahlen das Weichei Nicolas Sarkozy ablösen, wird die Umsetzung der Deportationen ein Klacks.

Das alles wegen einer simplen Schlagzeile! Deshalb gilt «Quidquid agis, prudenter agas et respice finem» – «Was auch immer du tust, handle klug und bedenke das Ende». Oder wie es Peter Schmid aus Obernau in der «Blick»-Debatte so schön ausdrückte: «Sollte meiner Katze etwas passieren, gibt es Selbstjustiz!»

KINO

True Grit

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

Das neueste Werk «True Grit» aus der Werkstatt des Regie-, Drehbuch- und Produktions-Duos Joel und Ethan Coen ist nicht unbedingt ihr bester Wurf. Der Film ist wie gewohnt virtuos gemacht und mit witzigen Wendungen und dramatischen Elementen versehen.

Doch in einem Aspekt muss «True Grit» ein Kränzchen gewunden werden. Was die Coen-Brüder aus ihren Schauspielern herausgeholt haben, schrammt hart an der Grenze zur Genialität. Die Besetzung ist schlicht perfekt, aber es ist ein ganz besonderes Vergnügen, der zum Zeitpunkt der Dreharbeiten gerade mal dreizehn Jahre alten Debütantin Hailee Steinfeld zuzusehen, wie sie mit einer atemberaubenden inneren Ruhe und Souveränität ihre drei hochkarätigen Ko-Stars Jeff Bridges, Matt Damon und Josh Brolin an die Wand spielt.

Die erst vierzehnjährige Mattie Ross (Steinfeld) will den Tod ihres Vaters gesühnt haben, der vom Verbrecher Tom Chaney (Brolin) hinterhältig erschossen wurde. Da sich der Sheriff um anderes kümmern muss, will Mattie den Haudegen Marshal Rooster Cogburn (Bridges) beauftragen, Chaney aufzuspüren und entweder zu verhaften oder zu erschiessen. Gleichzeitig ist der Texas-Ranger LaBoeuf (Damon) wegen eines anderen Verbrechens hinter Chaney her.

Dass Mattie zuerst von niemandem ernst genommen wird, stellt sich für die Betroffenen jeweils als grosser Fehler heraus. Mattie zieht beim Feilschen sogar einen alten Pferdehändler über den Tisch, und lässt sich weder von den Ausflüchten des versoffenen Marshals noch von LaBoeufs Attitüde beeindrucken.

So reiten sie schliesslich zu dritt los, doch die unterschiedlichen Interessen des ungleichen Trios machen es ihnen schwer, sich auf eine gemeinsame Strategie für die Mörderjagd zu einigen. Immer wieder brechen Konflikte unter ihnen auf. Erst in der Konfrontation mit Chaney und seiner Bande besinnen sie sich auf das Wesentliche – und wachsen, jeder auf seine eigene Art, über sich selbst hinaus.

Die Bedeutung von «True Grit» könnte etwa mit «Schneid, Ehrgefühl und Durchhaltevermögen» übersetzt werden – und das Publikum kann für sich selber entscheiden, auf welchen Charakter im Film der Titel tatsächlich gemünzt ist. Einfach hat es einem der Drehbuchautor nicht gemacht. Doch gerade weil alle drei Hauptcharaktere gute wie schlechte Seiten haben, wird eine vielfache Dualität geschaffen, die den Film spannend und sehenswert macht.

«True Grit» ist von der Geschichte her ein Western, wie er im Buche steht, und wie sie während Hollywoods Blütezeit zu Dutzenden produziert wurden. «True Grit» ist auch eine Neuadaption des Buches «Die mutige Mattie» von Charles Portis, das bereits 1969 unter dem Titel «Der Marshal» mit John Wayne verfilmt worden ist.

Aber es wäre kein Film der Coen-Brüder, wenn sie dabei nicht eine gänzlich eigene Bildsprache gefunden hätten. Der Film packt, überzeugt, und hält einen trotz relativ wenigen Action-Szenen gefangen, selbst mit einem Verlauf der Geschichte, der selten mit Überraschungen aufwartet.

«True Grit» hat zudem mit einer grossen Liebe zum Detail die Atmosphäre der Zeit Ende des 19. Jahrhunderts eingefangen. Der Film setzt damit einen Trend in Hollywood fort, der bei der Aufarbeitung seiner eigenen Mythen in den vergangenen Jahren vermehrt auf Realismus gesetzt hat. Beispiele dafür sind «Unforgiven» (1992), «The Missing» (2003) oder «3:10 to Yuma» (2007). Mit diesen Filmen wurde der verklärenden Cowboy-Romantik endgültig der Garaus gemacht. Und seit «True Grit» wissen wir nun endlich auch: Die Männer des Wilden Westens waren hart – doch die Frauen waren härter.

«True Grit». USA 2010. Regie: Joel und Ethan Coen. Ab 24, Februar in Deutschschweizer Kinos.

KINO

L'arnacoeur

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

Mit Geschick, viel Charme, einem unwiderstehlichen Aussehen und – wenn nötig – miesen Tricks erledigt Alex Lippi (Romain Duris) seinen Job. Er ist professioneller Herzensbrecher, ein sogenannter «Arnacoeur», ein Wortspiel aus «arnaquer» (betrügen) und «Coeur» (Herz). Seine Aufgabe: Frauen aller Nationen, die in einer unglücklichen Beziehung stecken, zu verführen, und ihnen so die Augen zu öffnen. Seine Auftraggeber: Besorgte Familienmitglieder und Freunde. Sein Team: Alex' Schwester Mélanie (Julie Ferrier) und ihr Mann Marc (François Damiens).

Ohne Neid muss Alex zugestanden werden: Sein Beruf ist eine Berufung, und entsprechend ist sein Selbstbewusstsein manchmal nervtötend. Doch trotz aller Erfolge ist das Team knapp bei Kasse, und Alex steht auch noch bei der lokalen Mafia tief in der Kreide. Ein Auftrag muss also her. Wie praktisch, dass sein Gläubiger da gerade aushelfen kann. Alex soll verhindern, dass Juliette Van Der Beck (Vanessa Paradis), die Tochter eines dubiosen Blumengrosshändlers, den Engländer Jonathan Alcott (Andrew Lincoln) heiratet.

Die ersten Recherchen ergeben jedoch, dass Juliettes Beziehung glücklich zu sein scheint und sie nicht im Traum daran denkt, sich in ihren Hochzeitsvorbereitungen stören zu lassen. Das geht gegen die Prinzipien der Herzensbrecher-Firma, und Alex lehnt den Auftrag zuerst ab. Aber wenn bullige Geldeintreiber mit üblen Dingen drohen, springt jeder mal über den eigenen Schatten.

«L'arnacoeur» ist der erste Langspielfilm von Regisseur Pascal Chaumeil, der unter anderem bei Luc Bessons «Léon» und «The Fifth Element» mitgearbeitet hat. Seine Besetzung ist schlicht ein Glücksfall. Vanessa Paradis ist genauso überzeugend als kühle Geschäftsfrau wie als brodelnder Vulkan. Julie Ferrier als Alex' Komplizin muss man einfach lieben, wenn sie zum x-ten Mal den Schlamassel auszubügeln versucht, den ihr Bruder und ihr Mann wieder angerichtet haben. François Damiens ist umwerfend witzig, wenn er versucht, mit seinem Schwager mitzuhalten. Und Hauptdarsteller Romain Duris, der sich mit Filmen wie «L'auberge espagnole», dessen Fortsetzung «Les Poupées russes», oder «De battre mon coueur s'est arrêté» längst in die Herzen der Zuschauer gespielt hat, findet in «L'arnacoeur» eine Paraderolle. Hier kann er seine ganze Bandbreite von sympathisch, sexy bis ausgekocht und durchtrieben ausspielen.

Und das muss er auch. Denn dummerweise hat Alex nur zehn Tage Zeit bis zu Juliettes Hochzeit. Er muss also schweres Geschütz auffahren, um seine neue Herzdame davon zu überzeugen, dass sie unglücklich ist. Mit akribischen Recherchen und ausgeklügelten Spionagetechniken versuchen Alex und sein Team fortan, Juliettes Geheimnisse zu finden, ihre Leiche im Keller, ihren Ausrutscher in der Jugend. Um ihr zu gefallen lernt er tanzen wie in «Dirty Dancing», singt Wham!-Songs, und macht sich auch sonst in jeder Hinsicht zum verzweifelt-verliebten Affen. Doch je mehr Überzeugungskraft Alex anwenden muss, desto tiefer verstrickt er sich selbst in einen Kuddelmuddel, bei dem sich die Grenzen zwischen kalkulierter Auftragsarbeit und echten Gefühlen vermischen.

Regisseur Chaumeil hat Alex' Kapriolen vor der üppigen mediterranen Kulisse von Monaco inszeniert, und es ist schlicht eine Gaudi, den SchauspielerInnen dabei zuzusehen, wie sie mit Kreativität, Chuzpe und immer neuen Lügen versuchen, ihren Hals aus der Schlinge zu ziehen. Denn natürlich geht schief, was nur schiefgehen kann, wenn einem im Geschäft plötzlich Gefühle dazwischen funken. Entsprechend hat «L'arnacoeur» alles, was es braucht, um einen für kurze Zeit kalte Tage, graue Wolken und griesgrämige Mitmenschen vergessen zu lassen.

«L'arnacoeur». Frankreich 2010. Regie: Pascal Chaumeil. Ab 10. Februar in Deutschschweizer Kinos.

Werbung im **ensuite** wird gelesen! Das haben Sie sich selber gerade bewiesen.

ensuite
KULTURMAGAZIN

Im April 2011 drucken wir die **100. Ausgabe** von ensuite - kulturmagazin. Buchen Sie jetzt. Wir haben nicht unbeschränkt Platz. Vor allem die guten Plätze sind rasch weg.

WIR OFFERIEREN - SIE PROFITIERN.

Gute Sichtbarkeit kostet auch im Jahr 2011 Geld. Werbung macht man immer noch mit klassischer Werbung, Facebook & Co. sind nur Teilkonzepte. Und Erfolg kommt noch immer nur durch Ihren Einsatz: Die Anzeige. Im ensuite sind Sie günstig einen Monat lang sichtbar.

Wir helfen Ihnen auch beim Werbekonzept - inhaltlich, wie produktionstechnisch.

Reden Sie mit uns:
Telefon 031 318 60 50
info@ensuite.ch

ensuite.ch
artensuite.ch
kulturagenda.ch

Zingg

Ein filosofisches Gespräch:

ICH BIN, ICH WEISS NICHT WER.
ICH KOMME, ICH WEISS NICHT WOHER.
ICH GEHE, ICH WEISS NICHT WOHIN.
MICH WUNDERT, DASS ICH
SO FRÖHLICH BIN.

Angelus Silesius 1674

Mittwoch, 23. Februar 2011, 19:15h,
Sternengässli 1, 3011 Bern (Maja Kern)

«Female Freaks»

Frauenstarker Valentin

Von Gabriela Wild

2005 und 2007 veranstaltete das Tojo-Theater die sogenannten V-Days, an denen die «Vagina-Monologe» gelesen wurden. Was die Amerikanische Aktivistin Eve Ensler Ende der Neunziger Jahre ins Leben rief, um gegen Gewalt an Frauen zu protestieren, wird bis heute weltweit am Valentinstag veranstaltet. Das Tojo-Theater will den Spirit der V-Days wieder aufleben lassen, und beauftragte Sylvia Garatti mit der Leitung einer Show zum Valentinstag. Entstanden ist dabei das Varieté «Female Freaks», ein Programm mit Tanz, Gesang, Burlesque Strip, Varieté- und Kabarettnummern im Wechsel von Solo- und Gruppendarbietungen. Im Sinne der V-Days macht die Show Mut zur Subjektivität und zum eigenen, unverwechselbaren Ausdruck... «Der Alltag von Schauspielerinnen ist oft sehr eingeschränkt, weil die Arbeit von Aussehen, Typecasting etc. geprägt ist», meint Garatti, «ich suche stets nach Freiräumen, nach individuellen Gestaltungsmöglichkeiten, unabhängig von Geschlecht oder Wirkung». Bei «Female Freaks» ist der Name somit Programm: Im Fokus steht die Selbstinszenierung in ihrer unangepassten, subversiven oder exzentrischen Form. Vier Frauen tanzen, singen, strippen gegen die übersexualisierte Inszenierung der Weiblichkeit an. Dem durchästhetisierten Frauenbild, wie wir es aus Werbung, Mode oder dem Mainstreamkino kennen, stellen die vier «Female Freaks» ihre Individualität, ihre Erotik und die Vielfalt ihrer Ausdrucksmöglichkeiten entgegen. Mit dem nötigen Schuss Selbstironie greifen die Akteurinnen alte und neue Klischees auf, kokettieren damit und prüfen ihre Wirkung. Humor und Poesie schliessen sich in dem schrillen Programm nicht aus. Alle vier Mitwirkenden sind professionelle Schauspielerinnen, die neben ihren Theater-Engagements eigene Projekte und Programme entwickeln und als Solokünstlerinnen auftreten. In ihren Projekten setzen sich die vier Künstlerinnen auf ganz persönliche Weise mit Fragen zur Identität, zu Eigen- und Fremdwahrnehmung, sowie mit dem Thema der Selbstinszenierung auseinander. Sie kreieren ihre Stücke oder Auftritte selbst und zumeist in Eigenregie. In der Umsetzung bedienen sie sich so unterschiedlicher Mittel wie Tanz, Gesang, eigenen Texten, Moderation, Performance, Video und Installation.

Die mit der künstlerischen Leitung beauftragte Sylvia Garatti ist als freischaffende Schauspielerin tätig und wirkt in verschiedenen Ensembles mit. 2007 leitete sie den V-Day im Tojo Theater, und produzierte und inszenierte 2008 die Hör-CD über die Wildwestlegende «Calamity Jane – Briefe an meine Tochter». Sie singt Rock, Pop und Jodel, arbeitet als Sprecherin u.a. für die Schweizerische Blinden-Bibliothek und Radio Swiss Classic, und wirkt bei Lesungen mit.

Kuska Cáceres arbeitet seit 1999 als freischaffende Schauspielerin, Tänzerin und Tanzpädagogin in Engagements u.a. am Teatro Paravento, bei der Netzwerkbühne St. Gallen, beim Talman Ensemble, sowie bei «Continuo Divaldo» in Tschechien. 2008 wirkte sie bei «Madame Bissegger» in der Freilichtproduktion «Q=Kuh» mit. Daneben war sie in der TV-Serie «Schöni Uussichte» und im Kinospielfilm «Das Fräulein» von Andrea Staka zu sehen.

Die Schauspielerin Doris Struett singt, spielt und textet. In Co-Produktionen mit Schweizer Theaterhäusern entstanden mit der Formation freies@ensemble von 2000 bis 2001 die Schweizer Erstaufführungen der Stücke «Gott ist ein DJ», «Alles. in einer Nacht» und «Wie der Wind im Ei». Seit 1994 arbeitet sie als Sprecherin u.a. für SF, DRS 1 und die SBS Zürich, und arbeitet seit 2008 als freie Mitarbeiterin für die Rätselsendung «Knack&Nuss» bei DRS 1.

Koko La Douce ist eine multiple Persönlichkeit. Ihre Burlesque Strip-Einlagen erzählen fantasievolle Mini-Erotik-Geschichten. Sie zelebriert ihre Freude am eigenen Körper und ist niemals nur Objekt der Show. Ihr Lebensmotto: «The world is ready for radically sensual cellulite».

In «Female Freaks» treten die vier Schauspielerinnen zum ersten Mal gemeinsam auf. «Wir helfen uns gegenseitig, die eigenen Ideen zu realisieren, spielen einander den Ball zu. Die Show bietet Raum für Improvisation», sagt Garatti, die in der Rolle der Conférencière durch den Abend führt, und ihre Hauptleidenschaft, das Singen nicht zu kurz kommen lässt.

Also, liebe Männer und Frauen, Valentin nicht vergessen!

«Female Freaks - Die Show zum Valentinstag»
Leitung/Conférence: Sylvia Garatti.
Sa. 12.02. 20:30 Uhr / So 13.02. 19:00 Uhr / Mo. 14.02. 20:30 Uhr
Tojo Theater, Reitschule Bern
Mit Kuska Cáceres, Koko La Douce, Doris Struett und Sylvia Garatti. Licht: Lola Rosarot.
Produktion: Tojo Theater.
Reservation: tojo@reitschule.ch

IMPRESSUM

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Anna Vershinova // Heinrich Aerni, Peter J. Betts, Luca D'Alessandro (ld), Morgane A. Ghilardi, Corina Hofer, Guy Huracek, Florian Imbach, Ruth Kofmel (rk), Hanspeter Künzler, Stanislav Kutac, Michael Lack, Hannes Liechti, Vesna Mlakar, Belinda Meier, Pascal Mülchi, Fabienne Nägeli, Roja Nikzad, Konrad Pauli, Eva Pfirter, Alexandra Portmann, Barbara Roelli, Karl Schüpbach, Willy Vogelsang, Simone Wahli (sw), Simone Weber, Sonja Wenger (sjw), Gabriela Wild (gw), Ueli Zingg (uz).

Cartoon: Bruno Fauser, Bern; Bundesrat Brändli: Matthias «Willi» Blaser; **Kulturagenda:** kulturagenda.ch; ensuite - kulturmagazin, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, Werbe & Verlags AG, Zürich. **Korrektorat:** Sandro Wiedmer (saw)

Abonnemente: 77 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben, inkl. artensuite (Kunstmagazin) Abodienst: 031 318 6050 / abo@ensuite.ch ensuite – kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 10 000 Bern, 10 000 Zürich

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Layout:** Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** ensuite, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Abonnemente, Auflage in Bern und Zürich - ensuite 031 318 60 50; **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für **redaktionelle Themen** erwünscht **bis zum 11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. Es besteht keine Publikationspflicht. **Agendahinweise** bis spätestens am **18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben.** Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates (www.kulturagenda.ch).

Die Redaktion ensuite - kulturmagazin ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der AutorInnen, nicht jene der Redaktion. Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ensuite. «ensuite» ist ein eingetragener Markenname.

Redaktionsadresse:

ensuite – kulturmagazin
Sandrainstrasse 3; CH-3007 Bern
Telefon 031 318 60 50
Fax 031 318 60 51
E-Mail: redaktion@ensuite.ch
Web: **www.ensuite.ch**